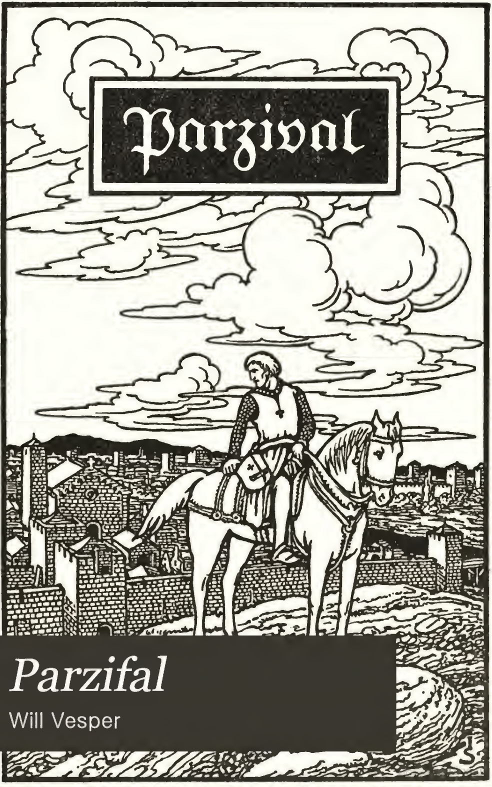


Parzifal

Will Vesper

Parzival

Parzival

Ein Abenteurerroman

erzählt von

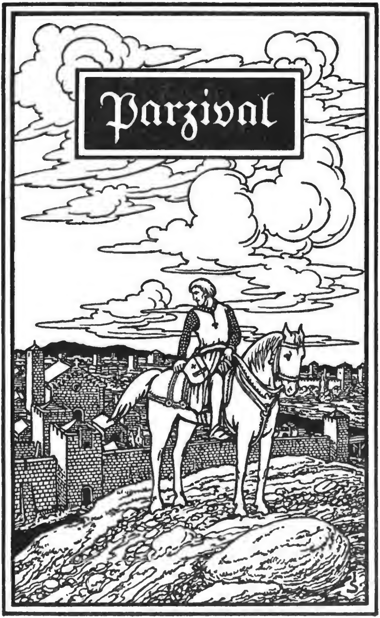
Will Vesper

Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig
Einband der Spamerschen Buchbinderei in Leipzig

Anfangs bist du Toren gleich,
aber in der Armut reich.
Endlich, wie es heller wird,
siehst du, wie du dich verirrt.
Die Begierde, riesengroß,
faßt dich, läßt dich nie mehr los.
Kein Genuß, der sie erreicht,
kein Erfüllen, das ihr gleicht.
So unselig-selig strebt
jeder hier, so lang er lebt,
sucht und drängt nach seinem Gral:
Jeder Mensch ist Parzival.

Hierneben:
Titelzeichnung von Joseph Sattler in München, dem Schöpfer der von der Reichsdruckerei veranstalteten Monumentalausgabe des Nibelungenliedes


Parzival

Gamuret und Herzeleide

Niemand auf Erden ist glücklicher als der Abenteurer, der sein Leben für nichts achtet, alles Erworbene fröhlich wieder hingibt und im ewigen Wechsel der Taten und des Genusses seine Freude sucht. Er ist der Liebling, der Sohn des Glücks und tanzt mit auf der goldenen Kugel, auf der Fortuna über die Welt fährt. Uns alle verläßt und plagt die Göttin. Mit dem Abenteurer geht sie selbst auf Abenteuer.

Als König Gandin von Anjou in Frankreich starb, ließ er seinem ältesten Sohne Galoe alles was er besaß, Burgen und Königreich. Dem jüngsten Sohne, Gamuret, blieb hinfort nichts als seine Rüstung, sein Pferd und sein Mut. Darum verließ Gamuret die Heimat, den Bruder und die schöne Anpflise, seine Geliebte, die die Gattin des alten Königs von Frankreich geworden war, und ritt auf Abenteuer in die Welt. Viele Jahre zog er von Land zu Land und stritt mit leichtem Herzen und kräftigen Armen in Schlachten und Tjosten um Gold und Ehre. Er befreite belagerte Städte und stürmte gut verteidigte Burgen. Er war der Freund ritterlicher Männer, der Geliebte schöner Frauen. Wo man seine Hilfe brauchte, gab er sie und fragte nicht viel um das Recht. Auch fuhr er über Meer in das Land der Heiden und zu den Mohren. Man sagt, daß er dort ein Königreich gewann und die Hand einer Mohrenkönigin. Aber zuletzt verließ er sie und fuhr mit einem Schiff nach Spanien und durchzog dies Land, um seinen Freund und Vetter, den Herzog Kaylet, zu begrüßen. Kaylet war aber über das Gebirge nach Kanvoleis gezogen und kämpfte dort um die Hand der jungen Königin Herzeleide.

Kanvoleis ist die Hauptstadt im Königreich Waleis und liegt nahe bei Bretland am Meere. Der König von Waleis und Norgals war gestorben und hinterließ alle Macht seiner Tochter Herzeleide. Viele Abenteurer, Ritter und benachbarte Könige warben um die Hand der jungen, schönen Frau. Aber ihr Herz gehörte keinem und sie wies alle zurück. Da verwandelte sich manche Liebe in Haß, und die Herren überfielen das wehrlose Land und entrissen der Königin Städte und Burgen. Von dem Schicksal bedrängt, schrieb Herzeleide ein Turnier aus unter allen Königen und Rittern, und versprach ihr Herz und ihre Macht dem, der Sieger im Kampfe bleiben würde. Da kamen die Edlen aus allen Königreichen, aus Frankreich, Brabant, Spanien und Portugal und weit über das Meer aus England, Cornwall und Irland. Alle versuchten ihr Glück, und immer wieder fand der Sieger einen, der ihn überwand. Zuletzt schwankte die Wage zwischen Kaylet, dem Vetter Gamurets, und Uter Drachenhaupt, dem finsteren König der Briten, der nur um des schönen Landes willen die Hand der Königin begehrte. Kaylet aber liebte Herzeleide.

An dem Morgen des Tages, der zum Kampf zwischen Kaylet und Uter Drachenhaupt bestimmt war, ritt Gamuret, begleitet von einigen Leuten Kaylets, in die Stadt Kanvoleis ein und suchte seinen Vetter. Überall, wo Gamuret auf den Straßen erschien, bewunderte das Volk seine ritterliche Gestalt und seine prächtige Kleidung. Eine golddurchwirkte Decke schmückte sein Roß. Edelsteine glänzten an dem Zaum. Von Silber und Stahl war seine Rüstung. Alle jubelten dem Fremdling zu und wünschten ihm Sieg; denn sie dachten, daß er auch zum Turnier gekommen sei. Als Gamuret zu dem Zelte Kaylets kam, das mitten in der Stadt auf dem Markte aufgeschlagen

war, fand er den Herzog verzagt und traurig. Kaylet wußte wohl, daß niemand Uter Drachenhaupt zu bestehen wagte. „Ich werde meinen Tod finden in diesem Streit", rief er, „und Herzeleide wird dem Barbaren zufallen. Er wird sie zerbrechen mit seinen rohen Händen. Welcher Teufel hat ihn hierhergeführt!" Gamuret schalt den Vetter: „Niemand verzagt, ehe er den Kampf versucht hat." „Du hast es leicht, weise zu sein", rief Kaylet. „Hier ist Verzagen keine Schande, sondern Klugheit. Ohne Speer, mit seinen Händen könnte mich dieser Wilde erwürgen. Aber wie es auch geht, ich will mein Leben wagen um Herzeleide und werde es verlieren, denn Uter schont niemand." — „Wer verzweifelt, wird nie siegen; ich will an deiner Stelle mit Uter Drachenhaupt kämpfen", sprach Gamuret. „Ich hoffe ihn zu überwinden."

Das gefiel Kaylet wohl, und Gamuret ritt gegen Uter in die Schranken. Er besiegte den König nach hartem Kampf, und stieß ihn vom Roß, daß er in das Gras fiel. Da begrüßten alle Gamuret als Sieger und sprachen ihm den Preis zu. Aber der Ritter wehrte sie ab: „Nicht mir gehört er. Ich habe ihn für meinen Vetter Kaylet gewonnen." „Mit nichten!" riefen da alle. „Ihr seid der Herr des Landes und der Königin. Wollt Ihr sie verachten und tödlich kränken?"

Gamuret ritt zornig nach seinem Zelt, das neben dem Kaylets lag, und tat einen Schwur, die Königin zu verschmähen. „Wie kann ich mein ruheloses Herz in diese Mauern verbannen? Was soll ich in diesem Lande, wo die Jagd die Schlacht ersetzen muß? In den Armen einer Frau alt zu werden, ist nicht mein Schicksal, das weiß ich. Schon fühle ich, wie sich mein Herz wie ein Wild im Käfig sträubt. Es will weiter über die Erde."

Gamuret stand noch verdrossen im Zelt, da öffnete sich der Vorhang und ein Kaplan trat herein und begrüßte den Ritter: „Herr, ich erkannte Euch heute im Kampf. Schon lange suchen wir Euch, ich und viele andere fahrende Schüler, die Anpflise von Frankreich ausgesandt hat. Ihr Gemahl ist gestorben; die Königin hat ein Recht auf Euren Schutz. Sie bietet Euch Land und Liebe. Und noch eine Botschaft habe ich für Euch. Euer Bruder Galoe ist gestorben. Anjou wartet auf seinen Herrn. Was sucht Ihr in Waleis und warum eilt Ihr durch die Fremde als hättet Ihr keine Heimat?" — „Du hast recht," sprach Gamuret, „rüste dich, wir wollen noch heute von hier ziehen."

Als der Kaplan hinweg war, öffnete sich das Zelt abermals und Herzeleide, die Königin, trat ein, mit ihren vertrauten Frauen. Sie hatte den Sieg des Ritters erfahren, aber von seinem Widerstand wußte sie nichts. Gamuret sah erstaunt, wie schön die Königin und wie edel und würdig ihr Wesen war. „Herr," sprach Herzeleide, „das Gericht der Ritter gab mich und mein Land in Eure Hand, so kommt in mein Schloß und wohnt bei mir. Wir wollen Hochzeit feiern und ein fröhliches Fest miteinander haben. Niemand hätte diesen Streit gewinnen können, der mir lieber wäre als Ihr." „Herrin," sprach Gamuret, „Eure Güte und Lieblichkeit bezwingen mich. Aber Ihr müßt wissen, daß ich ein unstätes, flatterhaftes Herz habe, das noch an keinem Orte Ruhe fand. Bindet Euer Schicksal nicht an das meine, laßt mich ziehen und wählt meinen Vetter Kaylet, der Euch zugetan ist." Herzeleide dachte: die Bescheidenheit bringt den Ritter zu solchen Worten. „Herr," sprach sie, „bei mir sollt Ihr Frieden finden. Einmal muß der Mensch sein Haus bauen, irgendwo auf

der Erde, und Freunde um sich sammeln und Kinder haben und eine Heimat." — „Herrin, Ihr kennt nicht die Sehnsucht nach Abenteuern. Wen sie einmal ergreift, der findet nirgend mehr Ruhe und Heimat. Friedlos fährt er von Land zu Land und sucht — wer weiß was? Schlachten und Tat, Beute und Ruhm, und doch mehr als das; alles, was er gewann, wirft er leichtherzig hin und sucht das Neue. Immer neues Ergreifen und Erringen ist sein Los, und niemals Besitzen. So fährt er durch das Leben und stirbt irgendwo in der Fremde, die Hand nach einem nahen Ziele ausgestreckt, dem letzten, das er nicht erreicht hat. So werde ich sterben, Königin, nicht in der Heimat, nicht unter Freunden, nicht in Euren Armen." Da sprach Herzeleide: „Zu mir brachte Euch das Schicksal, so bleibt auch hier. Bleibt so lange es Euch gefällt, und zieht weiter, wann Ihr müßt. Aber jetzt lasse ich Euch nicht. Mein Leben ist Euch ganz zu eigen gegeben." So überwand sie Gamuret; denn er fühlte, wie lieb er ihr war, und auch sie drang mit Gewalt in sein Herz. Er neigte sich und küßte ihre Hände. Dann ging sie hinweg.

Gamuret und Herzeleide hielten mit großer Pracht Hochzeit, und gaben den Armen Geschenke, den Reichen Feste. Sie fanden da alle Freude aneinander, die ein Mann an einer Frau, eine Frau an einem Manne finden kann. In Herzeleidens Seele stand nur Gamuret und blieb nur Gamuret für alle Zeiten, und auch in seinem Herzen wohnte die schöne Frau, und die Lust an ihrer Jugend und Schönheit verdrängte alle Sehnsucht und alle Abenteuer. Jetzt ist die Welt ganz gut und heilig, so fühlten beide in der Vereinigung.

Vor der prüfenden Zeit besteht der Rausch der Liebe schlecht. Wie ein Frühling fährt er in wenig Wochen vorüber und ist

bald hinweg. Nur wo die Herzen nahe verwandt und auf Einen Ton gestimmt sind wie Saiten, da ist die Liebe ewig und unzerstörbar.

Gamuret sah bald mit kühleren Augen auf die schöne Frau. Sein Herz kannte im tiefsten Grunde nur eine Sehnsucht, ein Begehren nach Blicken in weite Ferne, nach Fahrten über Berge und Ströme, nach wildem Wagen und Ringen, nach kühnem Schweben zwischen Leben und Vergehen. Der Ritter verbarg der Königin seine Gedanken schlecht. Er wurde unruhig und traurig und stöhnte im Schlaf und schlug um sich wie im Kampf. Auch die Nacht brachte seinem tobenden Blute keinen Frieden. „Geliebte," sprach er eines Tages, „ich bin noch zu jung, um stille zu sitzen. Mein Herz duldet es nicht. All deine Treue ist nicht stark genug, meine Sehnsucht zu bezwingen. Ich weiß, wie töricht ich bin und wie sehr ich dich plage, aber laß mich in Freundschaft ziehen, denn es hilft doch zu nichts. Meine Augen müssen fremde Dinge sehen und über die Weite der Länder schauen. Mein Herz ist wie ein gefangener Vogel, der seine Flügel wund schlägt. Das Leben ist mir unerträglich geworden. Laß mich ziehen und meiner Lust folgen. In wenigen Jahren ist meine Jugend dahin, dann will ich in Frieden bei dir bleiben und die sanften Tage und die Schicksale des Alters ertragen." Herzeleide wußte keinen Rat seiner Bitte zu widerstehen, obgleich ihr Herz wie tot war. So nahmen die beiden schmerzvollen Abschied und Gamuret zog hinweg. Er kam durch ganz Frankreich und erreichte das Meer, dort bestieg er ein Schiff und fuhr nach Asien. Er eilte von dannen als wäre er auf einer Flucht.

Herzeleide wartete lange auf Botschaft, aber vergeblich. Als ein halbes Jahr vergangen war, hatte sie in der Nacht

einen schweren Traum. Die Erde bebte, und eine gewaltige Hand riß die Königin vom Bette hoch in die Luft. Blitze fuhren über sie, und ein Sturm wehte die Sterne vom Himmel. Da fiel ein Regen wie Blut auf die Erde. Herzeleide schrie auf und erwachte in atemlosem Entsetzen. Eine Dienerin ergriff ihre Hand, und die Königin beruhigte sich und schlief wieder ein. Sogleich überfiel sie ein anderer Traum. Es war ihr, als gebäre sie einen Drachen, der ihren Leib zerriß und sich wütend an ihren Brüsten nährte, und als er groß und gewaltig geworden war, fuhr er hinweg, und sie sah ihn nicht mehr. Ihr Herz zerbrach. Da wachte Herzeleide abermals mit einem Schrei auf und preßte die Hände auf ihr Herz, und ihr Kind bewegte sich in ihr, denn sie war schwanger. Aus Angst vor den Träumen stand sie vom Bett auf und wartete mit ihren Dienerinnen, bis es tagte. Gegen morgen aber kam ein Knappe Gamurets, zerlumpt und dem Tode nahe, und brachte die Botschaft, daß Gamuret gefallen war. Vor Bagdad, im Kampfe um die königliche Stadt, hatte ihn ein vergifteter Pfeil getroffen und ihm den Tod gebracht. Als Herzeleide das hörte, stürzte sie auf den Boden und schrie und war zerrüttet an Geist und Leib. Sie gebar da in Schmerzen einen schönen Knaben. Als das Kind schrie, wie die Neugeborenen pflegen, lächelte Herzeleide aus aller Qual.

Wer je dies Lächeln einer Mutter über den ersten Schrei ihres Kindes gesehen hat, der trat still zur Seite, wie vor einem heiligen Wunder vollkommener Seligkeit. Nichts kann ein menschliches Herz tiefer erschüttern, als dies von Tränen überflutete Lächeln, diese aus tiefster Qual aufstrahlende Freude. So rettete der Knabe der Königin Geist und Leben. „Ich will leben, ich muß leben um seinetwillen“, dachte

Herzeleide. „Aber er soll nicht die Wege seines Vaters gehen und soll mich nicht verlassen. Ich will eine immerwährende Freude an ihm haben. Ich will ihn vor dem Tod behüten." Sie nannte das Kind Parzival.

Noch ehe der Knabe ein Jahr alt war, gab Herzeleide ihrem Lande einen Pfleger, und verließ mit ihrem Kinde das Schloß und die Stadt und flüchtete mit wenigen Dienerinnen in die Einsamkeit, in eine verlassene Gegend ihres Landes, die durch weite Wälder, Ströme und Gebirge von der Welt abgetrennt war. Dort wohnte sie in einem Bauernhof, und ihre Knechte bestellten die Felder. „Hier", sprach sie, „soll mein Sohn aufwachsen, in friedlicher Welt. Er soll nie von Ritterschaft erfahren. Hier will ich ihn behalten und behüten. Was liegt denn an diesen Speertaten und Abenteuern. In meinen Armen soll er glücklich und zufrieden sein, bis er groß und weise genug geworden ist, den Streit zu verachten. Er soll mir wohl und nicht wehe tun, und nicht den Spuren seines Vaters folgen." So dachte sie das Schicksal aufzuhalten. Allen ihren Knechten und Frauen verbot sie Worte über Ritter und Ritterart. Niemand in ihrem Hause sprach von dem Wesen der Welt, die hinter den Wäldern lag.

Parzival wuchs heran in der Hut seiner Mutter und ihrer getreusten Frauen, gehalten wie ein Mädchen, zart und vielbehütet. Aber das Blut seines Vaters war dennoch in ihm und erschütterte ihn.

Wie töricht ist die Liebe einer Mutter, die nur das Ihre bedenkt, die sich gegen das, was unser aller Los ist, sträubt und ihr Kind allein vor den Stürmen des Lebens zu bewahren denkt, denen wir doch alle ausgesetzt sind.

Herzeleide nahm ihrem Sohn alle Waffen, mit denen er dem Schicksal geschickt und geübt hätte begegnen können, und doch ist dies das einzige, was einer für seine Kinder tun kann, daß er sie bewaffnet gegen alle Widerwärtigkeit, daß er sie stark und geschickt macht für Kampf und Leiden. Parzival war an Gestalt seines Vaters wert. Er war kräftig wie ein junges Pferd, wild und nicht zu bändigen. Aber sein Geist war wehrlos und hilflos wie der eines kleinen Kindes. Verträumt und unschuldig blieb er, und sein Herz stand vor allen offen, selbst als er in die Jahre kam, wo die Jünglinge lernen sich zu verschließen und vor sich und anderen auf der Hut zu sein, wo im Verborgenen ihr Herz fest wird, und ihr Geist die edelste Form anstrebt. Parzivals Geist lag gebunden unter dem Willen seiner Mutter, aber die Träume, die seinem Blut eingeboren waren, konnte sie nicht von ihm fernhalten. Die Sehnsucht überfiel den Knaben, erregte ihn und quälte ihn. Sie nahm ihm sein Lachen und allen Lebensmut; sie machte ihn weinen und verzweifeln. Er wußte nicht warum. Alles um ihn war genügsam und zufrieden in seinem Kreise. Parzival sah es mit Schmerz. Was schmerzte ihn? Was überfiel ihn mit so betäubender Gewalt, daß er sich selbst mit Fäusten schlug? Am stärksten rief ihn die Sehnsucht aus dem Gesang der Vögel. In ihrem Lied schmolz die Seele des Knaben wie in einem Feuer. Der Wohllaut ihrer Kehlen preßte die Tränen aus seinem Herzen, und doch floh er nicht. Stundenlang horchte er in den Gärten und Wäldern ihrem Ruf, folgte er ihrem spielenden Fluge.

Wer kann dem Gesang der Vögel widerstehen? Was wäre die Welt ohne ihn? Weiß einer, ob wir noch leben möchten, wenn nicht die Vögel den Weg des Jahres wie Sänger und

Tänzer begleiteten, wenn nicht Meisen und Ammern den Frühling ins Land riefen, wenn sie nicht lockend vor ihm herflögen und ihn jubelnd und selig zu uns brächten, wenn nicht die Amsel im Überschwang des Glückes ihn priese und die Nachtigall alle Herrlichkeit der blühenden Welt zum Tönen brächte? Was wäre die Liebe, wenn wir nicht im Arm und am Herzen der Geliebten dem Gesang der Drossel lauschen dürften, die den Sommerabend mit ihrem Jubel anfüllt, daß die Erde vor Lust aufleuchtet? Die Vögel begrüßen am Morgen die Sonne und die Sterne in der Nacht. Sie sind Gottes Spielleute, die sichtbare Freude der Schöpfung, uns zum Trost und zur Verheißung gemacht. Selbst der Winter ist erträglich um ihretwillen, durch ihre Hoffnung und ihr Vertrauen in aller Not.

Parzival fand die ganze Welt, die man ihm verbarg, in ihrem Gesang und streckte die Arme nach ihr aus, und wußte doch nicht, nach welcher Seite, nach welchem Ziele. Staunend, mit brennenden Augen folgte er den Vögeln in ihrem Flug, der sie hoch über die Wipfel der Wälder trug, bis sie in dem Blau der Weite versanken. Dann zitterte sein Herz vor Krampf und hilflosem Sehnen. Als Herzeleide den Gram des Knaben sah und erkannte, daß die Vögel ihn plagten und erschütterten, gebot sie ihren Dienern, alle umzubringen, und diese begannen sie mit Schleudern zu schießen und mit Netzen zu fangen und zu töten. Da lief Parzival und holte seine Mutter. „Komm," rief er, „sie erschlagen die Tiere, die mir neben dir das Liebste sind, und die so wohllautende Dinge wissen. Warum tut man ihnen das? Was ist ihre Schuld?" „Du hast recht," sprach die Mutter, „wie töricht bin ich, daß ich alle Kreatur nach meinem Willen

zwingen will. Hat Gott sie doch zu ihrer eigenen Lust geschaffen, und ihnen den Wald und die Sonne gegeben wie mir." „Gott?" sprach der Knabe, und sah seine Mutter voll Staunen an. „Gott hat diese Tiere gemacht und ihnen den Wald und die Sonne geschenkt? Wer ist Gott, Mutter?" „Gott ist licht wie die Sonne", sprach Herzeleide. „Hoch über allen Menschen und Dingen ist er. Er hat dich, mich und uns alle gemacht. Alle Kreatur im Wald und auf den Feldern kommt aus seiner Hand. Er macht die Blumen und die Bäume. Das Getreide läßt er wachsen, die Bäche lenkt er von den Bergen und die Wolken führt er ihren Weg. Alles, alles lebt, ist und bewegt sich in ihm. Alles dient ihm. Nur der Böse, der in der Finsternis wohnt, ist ihm feind und will uns von ihm abwendig machen. Hüte dich vor ihm." — „Aber Mutter, wo wohnt Gott und warum sind wir nicht bei ihm und dienen ihm?" — „Gott ist hier und dort, mein Kind, Gott ist oben und unten. Niemand kann ihn halten. Wer ihm von Herzen dient, bei dem wohnt er." — „Mutter, ich will Gott dienen; er soll bei mir wohnen, und ich will ganz sein eigen sein." Herzeleide freute sich über diese Worte und dachte: „Ich will meinen Sohn zu einem Geistlichen machen, daß er nicht in die Versuchung fällt, ein Ritter zu werden." Sie lehrte Parzival beten und Gott verehren, und er folgte ihr mit kindlichem Herzen und kindlichem Verstande, und betete alles Strahlende an, die helle Sonne und das Licht der Sterne und des Mondes, den Widerschein des Tages im Bach und selbst das flammende Feuer im Feld. Mit ängstlicher Vorsicht wartete er auf Gott, daß er zu ihm treten möchte, sichtbar, greifbar und licht. Er wollte ihn umarmen wie seine Mutter. Die Finsternis haßte er und stieß mit den Fäusten in die Dunkelheit, wenn die Nacht

kam und alles Licht verhüllte. So wollte er Gott helfen in seinem Kampf gegen den Bösen.

Immer ungestümer tobte das Blut des Vaters in dem Knaben. Niemand vermochte es zu bändigen. Darum ließ Herzeleide ihn in der Jagd unterweisen, denn sie dachte: so vertobt sich seine Unruhe. Aber sie rüstete ihn nicht nach Ritterart, sondern nach der Bauern Weise. Sie gab ihm einen kurzen Spieß und Bogen und Pfeile. Fortan war Parzival nur selten daheim. Sommer und Winter durchstreifte er das weite, hügelige Land und die Tiefen der Wälder, die endlos waren.

Zuweilen fand er auf der Höhe eines Berges einen freien Blick in die weite, unbekannte Ferne, die mit Strömen und Straßen lockte und grüßte. Parzival streckte die Hände danach aus und wußte nicht, was es war. Er griff nach den fernen Dingen, als müßte er sie heranziehen können. Oft lief er auch den Berg hinab, sie zu holen, aber dann versank er wieder in der weglosen Weite der Wälder, in den Schluchten und Dickichten, die kein Ende nahmen, und müde kehrte er um, nach dem Hause seiner Mutter.

Eines Tages wurde einem Ritter in Waleis seine schöne Tochter geraubt und auf weglosen Pfaden durch das Gebirge und die Wälder entführt. Der Ritter folgte den Flüchtenden und kam, von einigen Freunden begleitet, in die Gegend, wo Parzival zu jagen pflegte. Der Knabe hörte den Hufschlag der Rosse und stürzte auf den Pfad. Da sah er drei Ritter in blitzenden Rüstungen von Silber und Stahl. Auch das Zaumzeug ihrer Pferde glänzte von den silbernen Schellen, die lustig daran läuteten. Parzival sank am Weg in die Knie, verneigte sich tief und rief: „Gott, sei mir gnädig und gütig und stehe mir bei in allen Nöten!“ So wie die Mutter ihn beten gelehrt hatte.

Die Ritter wunderten sich über den Knaben, der fortfuhr sie anzubeten, und sie waren ergriffen von seiner Schönheit, seiner Gestalt und der Kraft, die darin wohnen mußte. Sie ritten nahe zu ihm, und ihr Führer hieß ihn aufstehen: „Was soll die Torheit? Du sollst niemand anbeten als Gott allein." — „So bist du nicht Gott?" sprach Parzival und sprang auf. „Aber du leuchtest wie Gott. Seid ihr Gottes Diener, Gottes Engel?" — „Nicht seine Engel, aber seine Diener wohl, so wie jeder ehrliche Ritter Gottes Diener ist. Aber wie kommst du hier in diese Einöde? Sahst du nicht einen Ritter und eine Frau vorüberziehen?" — „Ich sah niemand, Herr; aber was sind Ritter?" — „Wir sind Ritter, Knabe. Wie töricht bist du." — „Und was tut ihr, Herr, daß ihr Ritter seid?" — „Wir streiten in Schlachten und Tjosten und Buhurd. Wir ziehen auf Abenteuer in die Welt. Wir erwerben Schlösser, Königinnen und Königreiche. Du möchtest wohl auch ein Ritter werden?" — „Ja, Herr, nichts anderes. Aber nicht um Königreiche und alle diese seltsamen Dinge, allein um Gott zu dienen. Ich will meine Mutter bitten, daß sie mich zum Ritter macht." Die Ritter lachten über den Ernst des Knaben: „Deine Mutter kann dich nicht zum Ritter machen. Das kann König Artur allein. Aber verstehst du denn auch mit Waffen umzugehen und ein Pferd zu beherrschen?" — „Das verstehe ich wohl!" rief Parzival, und schwang den Bauernspieß. „Ich wollte einen Schwan im Flug treffen und ich fange ein Wildschwein im Lauf. Aber was tragt ihr da für glänzende Ringe um die Brust und allenthalben?" Der Knabe griff keck an die Rüstung des Ritters und befühlte sie, wie hart sie war, und er verwunderte sich. „Sieh da," sprach der Ritter und schlug mit dem Schwert

auf die Beinschienen, „wenn mich ein Feind mit solchen Schlägen trifft, kann er mich nicht verwunden." „Wie gut!" rief Parzival, „da kann Euch der Böse nichts tun. Aber es ist ein Glück, daß die Hirsche noch nicht von diesen Ringen gehört haben. Wie schwer könnte ich sie erlegen." Da lachten die Ritter wieder über seine Torheit, und trieben ihre Pferde an und ritten eilend hinweg, den Räuber zu treffen.

Parzival sah ihnen staunend nach und bedachte ihre Worte, und er verließ die Jagd sogleich, lief heim zu seiner Mutter, umarmte sie und rief: „Mutter, ich will ein Ritter werden!" Herzeleide erschrak auf den Tod, als sie dies Wort aus dem Munde des Knaben hörte. „Wer hat dir von Ritterschaft gesagt? Ich will ihn töten lassen!" Parzival erschrak vor dem entstellten Gesicht seiner Mutter: „Ist es eine Sünde, Ritter zu sein?" — „Nein," sprach sie, „es ist eine Ehre." — „Ja," rief er fröhlich, „sie dienen Gott." Und er beschrieb ihr, was er im Walde gesehen und gehört hatte. „Mutter, gib mir ein Pferd und Waffen. Ich will zu König Artur und Ritterschaft erwerben." — „Kind, du bist noch zu jung. Du kannst weder reiten noch fechten. Du bist nicht geschickt zur Ritterschaft. Sie wird dir den Tod bringen." — „Nein, Mutter, ich will mir auch so harte Ringe erwerben, dann kann mir niemand ein Leid tun." So bestürmte er die Mutter. Sie widerstand ihm lange und versuchte, ihn von seinen Gedanken abzubringen, aber vergeblich. Er dachte nichts anderes mehr und vernachlässigte alles.

Zuletzt sah Herzeleide mit schwerem Herzen, daß sie ihn nicht zu halten vermochte, und sie beschloß, ihn durch eine List zu heilen. Sie machte ihm ein Narrenkleid aus buntem Tuch, ein Hemd aus grober Sackleinwand, auch eine Kappe, wie

sie die Narren tragen, und ein Paar Schuhe aus rauher Kälberhaut. Das alles zog sie ihm an, als wäre es ein Festkleid. Dann nahm sie ein junges, wildes, aber grobes und schlechtes Pferd ohne Wert und Adel und legte ihm zerrissenes Zaumzeug und eine bunte Narrendecke auf, denn sie dachte: „Wenn der Knabe so wie ein Narr unter die Menschen kommt, wird alles ihn verlachen und verhöhnen, und die Scham wird ihn zu mir zurücktreiben, noch ehe er von rechter Ritterschaft erfahren hat. Auch will ich ihm seinen Namen und sein Geschlecht verschweigen, damit ihn niemand erkennen kann."

Parzival nahm voll Vertrauen alles, was seine Mutter ihm gab. Als Waffe behielt er seinen Jagdspieß. So machte er sich an einem Morgen fröhlich bereit. Niemand kann seine Freude beschreiben und das Zittern seines Herzens, als er nun in seinem Torenkleid von seiner Mutter Abschied nahm. Vor Ungeduld sah er sie kaum an. Aber Herzeleide hielt ihn fest umarmt und weinte. „Weine nicht," tröstete er sie, „ich komme bald wieder als ein Ritter in Gottes Dienst, wenn ich erst so lichtes Gewand erworben habe wie die Männer, die ich im Walde sah." Aber Herzeleide dachte nur an Gamuret und sein Schicksal.

„Mein Sohn wird umkommen wie er", sprach sie zu sich selbst und verzweifelte. Parzival eilte hinaus, schwang sich auf das Pferd und hielt den Spieß in der Hand. Als ihn die Mutter so voll Vertrauen und Erwartung sah, rührte er sie. Sie hatte Mitleid mit seiner kindlichen Torheit und gab ihm zuletzt noch manchen Rat: „Wenn es dir übel geht, mein Sohn, schelte die Menschen nicht. Sei freundlich zu ihnen allen, und grüße alle, die dir begegnen, sonderlich die Frauen. Verehre die Frauen, wo du sie triffst, und diene ihnen ehrlich,

gedenke dabei an deine Mutter. Nichts ehrt einen Ritter mehr, als wenn er einen edlen Ring von der Hand schöner Frauen empfängt oder einen Kuß von ihrem Munde. Das ist das größte Lob seines Adels. Mehr noch als die Frauen aber ehre die Alten, die graue Haare haben. Sie haben viel erfahren und kennen die Welt. Nimm ihre Lehre an und bitte sie um Unterweisung, wenn du in Not bist." Parzival versprach, ihr zu folgen, aber er hielt sich kaum vor Ungeduld. Noch einmal umarmte ihn Herzeleide und küßte ihn, dann ritt er rasch und ohne Umsehen hinweg und verschwand ihren Blicken im Walde.

Herzeleide stand allein und verlassen. Der Schmerz überwältigte sie, als das Einzige, was sie liebte und von dieser Welt besaß, und um dessentwillen sie alles hingegeben hatte, so von ihr hinwegeilte, fröhlich und ohne Umsehen, wie die Jugend pflegt.

Die Jugend bedenkt nicht die Schmerzen der Mutter, die ihr Kind an das Leben verliert. Alles Vergangene ist dahin, alle liebende Sorgfalt ist vergessen und verachtet. Nur die Zukunft liegt lockend und übermächtig strahlend vor den Blicken. Aber durch das Herz der Mutter fährt ein Schwert, wenn so das liebste Leben von ihr Abschied nimmt. Sie fühlt, daß sie alt und reif für den Tod geworden ist.

Herzeleide preßte die Hände auf ihr Herz und schrie laut, dann stürzte sie tot zu Boden. Ihre Dienerinnen kamen und hoben sie auf. Parzival war schon weit hinweg und hörte den Schrei nicht mehr. Er trieb sein Pferd mit den Schuhen und mit dem Speer an und ritt, so schnell es ihn tragen wollte, in die Welt.

Parzival der Tor

Zu allen Zeiten schickt das Alter die unerfahrene Jugend am liebsten in Narrenkleidern in die Welt und zäumt ihr das Pferd mit altem, abgetragenen Sattelzeug. Die armen Toren reiten stolz und vertrauend auf die bunten Flitter ihrer Weisheit hinaus, bis sie, von jedem, der ihnen begegnet, verlacht, mit Scham den Betrug erkennen.

Parzival ritt ernst und tief ergriffen von allem, was er sah, in die Weite. Große Gedanken, von stürmischer Gewalt und heiliger Unschuld erfüllt, zogen durch seine Seele. Die Heimat, die Mutter, alles was hinter ihm lag, versank als ein blasser Traum. Farbe und Leben hatte nur das bunte, weite Land, das um ihn lag, die Ferne, die mit immer neuen Wundern sich öffnete, der strahlende Hof König Arturs, den er mit seinen Gedanken umkreiste, und Er, dessen Herrlichkeit die Erde bedeckte, Gott, bei dem der Knabe Dienst suchen wollte.

Tag und Nacht ritt Parzival. Nur wenn die Dunkelheit ihn zwang, hielt er an und schlief auf der Erde.

Wie soll ich alle Torheiten beschreiben, die der Arme auf seinem Wege beging, seit er die Wälder verlassen hatte und zu Menschen gekommen war? Vor jedem, der ihm auf seinen einsamen Wegen begegnete, verneigte er sich tief und grüßte bescheiden den Pfaffen wie den Eseltreiber. Lachend sahen ihm alle nach. Wenn er in ein Dorf oder in einen Bauernhof kam, liefen die Kinder herbei und schrieen: „Ein Narr, ein lustiger Narr!“ und alles versammelte sich um ihn und neckte ihn, aber er verstand es nicht, und begrüßte alle freundlich und fragte nach dem Hofe König Arturs. Dann lachten alle noch lauter, und wiesen ihn der eine hierhin, der andere dort-

hin, kreuz und quer über die Straßen. Parzival folgte ihnen voll Vertrauen und irrte in dem Lande auf und ab. Niemand sagte ihm seinen Weg, und er nährte sich von Früchten, die er fand, oder von dem Brot, das man ihm gab, damit er seine Narrenstreiche zeigen sollte.

Parzival war immer fröhlich, voll Hoffnung und Vertrauen. Keine Mühe schien ihm schwer oder vergeblich, weil er doch auf dem Wege zu König Artur, zu Ritterschaft und Gottesdienst war.

An einem Mittag traf Parzival bei einer blühenden Waldwiese, nahe an einem Strom, auf ein schönes Zelt, wie es die Ritter bei den Jagden für die Frauen mitnehmen. Das Zelt gehörte Orilus, dem Herrn von Laland, der hier im Walde jagte und gerade mit seinen Knappen einen Hirsch verfolgte. In dem Zelt aber schlief Jeschute, seine Geliebte, auf deren Schönheit die Dichter der Zeit ihre besten Verse machten. Die Fahrenden sangen sie auf den Straßen, und viele junge Männer träumten darum von Jeschute, die sie nie gesehen hatten. Denn seit sie die Geliebte des Orilus geworden war, hütete er sie mit ängstlichem Neid, nahm sie mit, wohin er auch ging, und verbarg sie allen Blicken.

Parzival staunte über die Pracht des seidenen Zeltes, das aus golddurchwirkten Stoffen gemacht war, und ritt nahe heran, sprang ab und riß, als er keinen Eingang in den zierlichen Bau fand, die Schnüre, mit denen Orilus das Zelt verschlossen hatte, durch. Da sah er die schöne Herrin Jeschute schlafend auf seidenen Decken liegen, ermattet von der Hitze des Mittags. Leise, staunend trat der Knabe näher heran und sah an ihrer Hand, die müde vom Lager hing, einen edlen Ring glänzen; da gedachte er der letzten Worte seiner

Mutter: „Nimm von schönen Frauen Ring und Kleinodien gerne und küsse dafür ihren schönen Mund. Es gibt nichts Besseres auf der Welt.“ In seiner Torheit riß der Knabe mit Gewalt den Ring von der Hand der Schlafenden, die schreiend und erschrocken aufwachte. Er aber umarmte sie und küßte sie auf den Mund. Dann blieb er auf den Knien vor der zornigen Frau, und verwunderte sich, daß sie ihn schalt und bedrohte: „Hüte dich!“ rief sie, „und fürchte dich; wenn Orilus, mein Gatte, zurückkommt, wird er dich bestrafen und ohne Zweifel erschlagen!“ — „Ich fürchte niemand,“ sprach Parzival: „Wo ist der, der mich erschlagen will, daß ich ihn mit meinem Spieß umbringe.“ Jeschute lachte laut. „Du bist ein Narr, Knabe, und weißt nicht, welchen Helden du verachtest. Gib mir den Ring und mach, daß du fortkommst, ehe mein Freund zurückkehrt. Wie kommst du in diese Einsamkeit? Dein Gesicht ist schön, deine Augen sind unschuldig, warum gingst du unter die Räuber und ergriffst dies schändliche Handwerk?“ — „Ich komme von meiner Mutter,“ sprach Parzival, „und ich will zu König Artur, aber niemand kann mir den Weg sagen. Meine Mutter hieß mich, von schönen Frauen Ring und Kleinodien nehmen und ihren Mund küssen. Wie sollte ich wider meiner Mutter Rat handeln?“ Jeschute sah nun, wie närrisch der Knabe war, und seine Schönheit rührte sie. „So behalte den Ring,“ sprach sie, „denn deine Art gefällt mir. Aber was willst du bei König Artur?“ — „Ich will ein Ritter werden.“ — „Ja, Knabe,“ sprach Jeschute, die von der Schönheit Parzivals ganz bestrickt wurde, „wenn du ein Ritter bist, dann will ich dich wiedersehen. Aber jetzt eile, ehe Orilus heimkehrt. Folge immer dem Lauf dieses Stromes, bis er an das Meer kommt, dort findest

du Nantes, die Stadt, wo König Artur Hof hält, seit er über das Meer aus England gekommen ist." Parzival sprang auf, und ohne die Dame zu grüßen und ohne Abschied zu nehmen, bestieg er sein Pferd und ritt eilig hinweg, stromabwärts.

Jeschute büßte hart für Parzivals kindische Tat. Als Orilus mit seinen Knappen von der Jagd zurückkam und die Hufspur sah und die zerrissenen Zeltschnüre, und als ihm Jeschute von dem Narren, der ihr den Ring geraubt, erzählte, glaubte er ihr nicht, und tobte und schalt die Schöne. In seinem Zorn verstieß er sie und schwur, ihr feind zu bleiben, bis er den Narren gefunden und erschlagen habe. Er machte sich sogleich auf die Spur Parzivals, denn er war sicher, einen Ritter, der ihn mit Jeschute beleidigt, und nicht einen törichten Knaben zu finden.

Parzival aber war schon weit hinweg. Ohne Umsehen und ohne Rast folgte er dem Strome und ließ sich durch nichts aufhalten, bis er die Türme und die Burg einer großen Stadt auftauchen sah. Er fragte einen Bauern auf dem Felde nach ihrem Namen, und als der sagte: „Es ist Nantes, wo König Artur Hof hält", gab er ihm voll Freude den kostbaren Ring Jeschutens, von dessen Wert er nichts wußte. „Hier, nimm das, ich habe nichts anderes, sonst wollte ich dir mehr geben."

Als Parzival vor die Tore der Stadt kam, jagte ihm auf dem Weg ein Ritter in roter Rüstung entgegen, der einen goldenen Becher in der Hand trug. Parzival ritt ihm in den Weg und grüßte ihn, und der Ritter hielt sein Pferd an und lachte über den bunten Narren und seinen seltsamen Aufzug: „Wo willst du hin, Sohn des Teufels, mit deinem Saufspieß?" — „Nach Nantes, Herr, zu König Artur," sprach Parzival, und bewunderte gierig die rote Rüstung. „Du bist der Rechte!"

rief der Ritter. „Du sollst mein Bote an König Artur sein. Sieh hier den Becher habe ich vom Tisch des Königs genommen, gerade als er beim Mahle saß. Der Wein floß der schönen Königin Ginevra über die Kleider. Das soll mich wenig kümmern. Mach dich auf und reite in das Schloß, und sage dem König und allen Rittern der Tafelrunde, daß ich hier auf sie warte und den Becher und meine Ehre bis auf den Tod verteidigen will. Der König will mich um mein Erbe betrügen, aber er soll sehen, daß ich kein Kind mehr bin. Geh stracks in den Saal und laß dich nicht aufhalten."

So kam Parzival mit einer Botschaft in die Stadt. Die Bürger liefen lachend auf die Straße, als sie ihn sahen, und spotteten: „Seht da, ein neuer Ritter der Tafelrunde! König Artur wird Ehre mit ihm einlegen." Parzival freute sich, daß sie ihn wie einen Ritter begrüßten, und verneigte sich. Als er vor das Schloß kam, und durch die Pforte ritt, erstaunte er über die Masse der glänzenden Pferde, der Ritter und Knappen, die sich im Hofe bewegten und drängten. Er machte sich an einen Knappen und sprach: „Ich sehe hier so manchen Artur, welcher ist der rechte, der Ritter machen kann?" Der Knappe Jweinet lachte: „Was willst denn du bei Artur?" — „Er soll mich zum Ritter machen; auch habe ich eine Botschaft an ihn, von einem Manne in roten Ringen, den ich vor der Stadt traf." — „Das ist Jther, der Vetter des Königs", rief der Knappe. „Er hat wieder irgendeine Tollheit begangen. Auch hat er da einen schönen Boten gefunden. Komm, ich will dich in den Saal führen. Der König wird sich freuen, dich zu sehen."

Parzival kam in den Saal; da war ein tobender Lärm von fröhlichen Rittern und Frauen, die an den Tischen saßen, und Artur und Ginevra, die Königin, saßen mitten unter

ihnen. Parzival trat keck dicht vor den König. Alle verstummten, sahen den seltsamen Fremdling an und bewunderten seine Schönheit, die von so närrischen Kleidern verhüllt war. Die Damen der Königin kicherten. Parzival aber sah niemand an als den König und begrüßte ihn: „Herr, ich habe eine Botschaft an Euch von einem Ritter, der vor dem Tore wartet. Ihr sollt den Becher wiederholen, den er genommen hat.“ Artur sprach: „Ither, mein Neffe, ist ein Tollkopf. Er wird sein hitziges Blut beruhigen und mir den Becher und sich selbst wiederbringen, auch ohne Gewalt.“ „Nein, Herr,“ sprach Parzival, „er zürnt Euch und tobt sehr. Er will gewiß Euch und alle Ritter, die um Euch sind, totschlagen. Aber macht mich nur zum Ritter, so will ich ihn schon zum Frieden bringen.“ Das ganze Hofgesinde lachte laut auf, daß der Narr ein Ritter werden wollte. Auch König Artur lächelte: „Ich will dich gern zum Ritter machen, wenn du bewiesen hast, daß du Ritterschaft wert bist. Warte ein Jahr in meinem Dienst, so wollen wir sehen.“ Parzival wurde zornig. „Herr, ich habe keine Zeit, lange zu warten und in Eurem Dienst zu bleiben. Ich muß Gott dienen; meine Mutter will es so; Ihr müßt mich sogleich zum Ritter machen. Auch brauche ich eine Rüstung von harten Ringen, wie die, die der rote Ritter vor dem Tore trägt.“ „So gehe zu ihm“, sprach Artur, „und bitte ihn. Vielleicht gewinnst du die Rüstung als Botenlohn.“ „Ja, Herr, wenn Ihr es wollt, so will ich sie von ihm nehmen, und wenn er nicht will, so bezwinge ich ihn mit Gewalt.“ Da lachte der König und alle, die im Saal waren, laut und fröhlich. Nur Keie, der Seneschall, stand finster und bedrohte die Pagen und die Dienerinnen der Königin. „Da sieht man wieder der Weiber und der Kinder Art. Nichts er-

freut ihr Herz mehr, als ein Narr mit hübscher Nase und flächsernem Haar. Alle Sitte vergessen sie." Er wandte sich zum König: „Herr, tut den Narren von Euch. Es ist unwürdig, daß er hier in den Saal kam. Mag er sich an Ither versuchen, der wird ihm schon Beulen in seine Kappe schlagen, obgleich er selbst auch ein Narr ist." Aber Parzival trat noch näher an den König nnd ergriff ihn am Gewand. „Herr, ich lasse Euch nicht. Ihr müßt mich zum Ritter machen und mir die rote Rüstung geben, ich will sie schon gewinnen." „Wenn du die Rüstung gewinnst," sprach Artur, „so hast du Ritterschaft erworben und brauchst mich nicht mehr. Aber wer bist du denn, daß dich so nach Ritterschaft verlangt?" — „Ich bin meiner Mutter Sohn, Herr." „Das ist neu," sprach der König, „und wie nennt dich deine Mutter?" „Liebes Kind, gutes Kind, so ruft mich meine Mutter." Jetzt wollte das Gelächter und Gekicher kein Ende nehmen, und Kuneware von Laland, die schönste und jüngste Dienerin der Königin, lachte so laut und klingend, daß Herr Keie wütend mit dem Stab nach ihr schlug und sie in den Rücken traf. Parzival sah es und dachte an die Worte seiner Mutter, daß ein Ritter die Frauen schützen und ehren soll. Er bedrohte Keie zornig mit dem Speer. „Das sollst du büßen!" rief er, „daß du diese schöne Frau geschlagen und ihr die Freude verdorben hast. Jetzt muß ich erst Ritterschaft und die Rüstung erwerben, dann will ich dich strafen." Er wandte sich, um hinwegzugehen und mit Ither zu kämpfen. König Artur aber hielt ihn an: „Knabe, laß von deiner Torheit. Denn ich sehe wohl, daß du mehr wert bist, als dein Kleid. Deine Jugend und deine Schönheit gefallen mir. Bleibe in meinem Dienst." — „Nein, Herr, ich will die Rüstung und Ritterschaft gewinnen." —

„Der Ritter wird dich erschlagen!" Da lachte auch Parzival. „Das sagt nicht, Herr, wenn er nicht gutwillig alles gibt, will ich ihn erlegen wie einen Hirsch. Ich verstehe mich gut auf die Jagd." Damit lief er ohne Abschied hinaus und sprang auf sein Pferd. „Nun will ich bald Ritter sein," dachte er, „wenn ich mir selbst die Ritterschaft erwerben kann!" Und er ritt vor das Tor. „Niemand will zu dir kommen!" rief er dem roten Ritter zu. „Sie alle wollen Frieden mit dir und laden dich zu ihrem Mahle in die Stadt. Ich sah wohl, sie haben dich lieb. Gehe wieder zu ihnen und feire mit ihnen, aber dein Pferd und deine Rüstung lasse hier. König Artur hat sie mir geschenkt. In deinen Ringen wohnt die Ritterschaft, die ich erwerben muß." Ither lachte über den Narren. „Du machst hübsche Späße. Aber geh da aus dem Weg. Ich will sehen, was man zu meiner Rückkehr sagen wird. Ich will ihnen die Wahrheit sagen und mich nicht mehr narren lassen." „Halt!" rief Parzival, „so entkommst du nicht. Wie kannst du mir versagen, was der König mir gegeben hat." Er griff dem Pferd des Ritters in den Zaum und wollte es aufhalten. Da ergrimmte Ither, drehte die Lanze um und stieß den Schaft mit solcher Wucht dem Knaben gegen die Brust, daß er hinterwärts von seinem schlechten Sattel fiel und auf den Boden stürzte. Ither lachte laut. „Hier hast du deinen Botenlohn", rief er. Aber schon sprang Parzival auf und fiel den Ritter an wie ein wildes Tier und stieß nach ihm mit dem Spieß, so regellos, kräftig und wütend, daß alle Kraft und Geschicklichkeit Ither nichts half. Der Knabe traf ihn auf den Tod und erschlug ihn da wie ein Wild, das man auf der Jagd fällt. Dann beugte er sich über ihn, löste die Rüstung und die Beinschienen von dem Toten und zog

alles selbst an. Auch nahm er ihm Schwert, Lanze, Schild und Pferd.

Einige Knappen waren von der Stadt dem Narren nachgeritten, um zu sehen, wie Ither ihn heimschicken würde; die sahen von fern den Kampf und des Ritters Niederlage. Als Iweinet, der Ither sehr zugetan war, sah, wie sein Herr auf den Boden stürzte und tot lag, kam er eilend herbei, und als er den Leichman fand, verzweifelte er und klagte laut: „Kein Mensch hat ihn je besiegen können. Kein Ritter war ihm gleich, wenn er noch so gut gerüstet war. Ihr aber ersticht ihn mit einem Spieß wie einen Hirsch. Womit beleidigte er Euch? Sicher seid Ihr der Teufel oder einer der bösen Geister, die, wie man sagt, auf der Erde herumirren und Unheil bringen. König Artur und alle Ritter werden Euch verdammen und Euch fluchen, wenn Ihr in die Stadt kommt.“ „Ich will nicht in diese Stadt“, sprach Parzival. „Ich will nicht König Artur dienen. Nun bin ich ein Ritter geworden und suche Gottes Dienst. Weißt du, wo Gottes Stadt ist?“ Der Page starrte ihn voll Schrecken an. „Nein“, sprach er und dachte: „Vielleicht ist es ein Engel, der meinen Herrn für Sünden strafte. Aber sollte er dann nicht wissen, wo Gott wohnt?“ Um Parzival zu prüfen, wies er mit der Hand eine Straße nach dem Gebirge hin: „Dort kommt man zu Gott. Versucht es, ob Ihr ihn da findet.“ „Ja“, sprach Parzival fröhlich, und ritt eilig auf dieser Straße hinweg, dem fernen Gebirge zu.

Am Hofe bei König Artur war große Trauer, als die Botschaft von der Tat in die Stadt kam. Alle, sonderlich die Frauen, klagten sehr und weinten um Ither und verfluchten

den Fremdling, der ihn erschlagen hatte. „Ohne Zweifel", sprachen alle, „war er ein Zauberer, der sich verstellte. Gott wird ihn nicht entkommen lassen."

Parzival und Gurnemanz

Parzival ritt durch die Einöde des hohen Gebirges und suchte Gott. Überall erwartete er ihn zu finden. Wenn die hohen Wälder stöhnten, wenn die Wasserfälle brausten, wenn die Steine donnernd in die Tiefe sprangen, immer glaubte er: „Jetzt kommt Gott. Von den lichten, schneebedeckten Höhen, die an die Wolken rühren, wird er herabfahren, um den Suchenden in seinen Dienst zu nehmen." Aber Gott kam nicht, Parzival fand ihn nirgend. Allerorten hörte er seine Stimme, aber er sah ihn nicht; nur das Wehen seines Mantels überm Abgrund, das Leuchten, das aus dem blauen Himmel von ihm ausging, sah er.

Parzival durchquerte das ganze breite Gebirge und fragte die Hirten, die er traf, nach Gottes Wohnung. „Weit jenseits des Gebirges", sprachen sie, „liegt eine Stadt, da haben die Städter Gott eine herrliche Wohnung gebaut. Wir sind zu arm und verehren ihn hier unter den hohen Bäumen oder auf den Gipfeln der Berge." Parzival richtete seinen Weg nach jener Stadt, und als er über das Gebirge gekommen war und von den Höhen niederstieg, kamen ihm wärmere Winde entgegen, und ein heiteres, weites, fruchtbares Land voll Dörfer und Flecken lag vor ihm ausgebreitet. Gegen Abend, als er ganz herabgestiegen war, näherte er sich einem glänzenden vielgewundenen Fluß und einer Burg, die über dem Tal, dicht an dem herabsteigenden Wege lag. Die

festen Türme der Burg, ihre Wälle und wassergefüllten Gräben zeigten, daß sie eines reichen und mächtigen Mannes Schloß war.

Als Parzival vor der aufgezogenen Zugbrücke vorüberritt, sah er im Schatten einer hohen Linde an der Straße einen greisen Menschen sitzen. Der betrachtete erstaunt den fremden Ritter, der in so seltsamem Aufzug von den mühsamen Pfaden des Gebirges herabkam. Parzival trug seine Rüstung ungeschickt und nicht nach der Ritter Weise. Das Schwert hielt er offen in der Hand, als ritte er mitten in einer Schlacht; den Schild hatte er quer über den Rücken gehängt, als wäre er auf der Flucht. Alles an ihm war verworren und zeugte von seinem Unverstand. Aber seine Gestalt und seine Schönheit verrieten, wie edel er war. Darum stand der Greis auf und begrüßte ihn. „Herr, wo kommt Ihr her? Und wo wollt Ihr hin? Es ist Abend, reitet nicht vorüber. Ich bin Gurnemanz; dies ist meine Burg. Bleibt bei mir über Nacht." — „Ich komme vom Hofe König Arturs. Da gewann ich von einem Ritter Rüstung und Ritterschaft. Jetzt aber bin ich auf dem Wege zu Gott, bei dem ich Dienst suchen will. Meine Mutter riet mir, von den Männern mit grauen Haaren Rat und Hilfe zu nehmen, so sagt mir, wo Gott wohnt. Ich suche ihn schon lange im Gebirge und finde ihn nicht." Gurnemanz erstaunte über die Worte, die ihm sinnlos schienen, und er dachte, der Geist dieses schönen Jünglings ist verwirrt von Mühsal oder irgendeinem Schicksal. „Kehrt bei mir ein", sprach er, „und legt Rüstung und Schwert ab. Wir wollen sehen, wie Euch zu raten ist, wenn Ihr in der Nacht geruht habt."

So kam Parzival zu Gurnemanz, dem Herrn der Burg Graharß, und wohnte bei ihm. Todmüde sank er an dem

Abend auf das Bett, das man ihm bot. Knappen brachten ihn zur Ruhe und zogen ihm die Rüstung aus, da fanden sie darunter das Narrengewand, nahmen es und brachten es erstaunt zu ihrem Herrn. Am Morgen kam Gurnemanz selbst an das Lager des Fremden und ließ ihm ein würdiges, schönes Gewand geben, wie es die Ritter im Frieden zu Hause tragen. Er fragte ihn abermals nach Weg und Schicksal, und erkannte bald, daß Parzival in allem, was jeder Mensch und sonderlich ein Ritter wissen soll, noch unerfahren wie ein Kind war. Auch erfuhr er, daß Parzival Ither erschlagen hatte. Er trauerte um den Helden, dessen Ruhm ihm vertraut war, und wunderte sich, daß der Knabe ihn überwinden konnte. Dann rief er den Mägden, die kamen und badeten Parzival, und zogen ihm das gute Gewand an. Da sah man erst seine ganze Schönheit, und es war, als wäre eine Sonne aufgegangen im Hause der Trauer. „Drei Söhne habe ich verloren in den Kämpfen um mein Land," sprach Gurnemanz, „sie alle kehren mir wieder in diesem schönen Fremdling. Ich will sein Vater und sein Lehrmeister sein und ihn in allem unterweisen, was ein Ritter wissen muß." „Ja, Herr," sprach Parzival, „sagt mir alles, aber vor allem, wo Gott wohnt."

Gurnemanz unterwies Parzival wie seinen eigenen Sohn und erfreute sich an seiner Unschuld und seinem Ernst. Parzival folgte mit entflammtem Eifer der Lehre seines Meisters. „Nichts Besseres hätte mir meine Mutter raten können, als von denen in grauen Haaren zu lernen," sprach er. Bald wußte er die Waffen richtig zu gebrauchen und lernte alle Ritterkunst. Sie lag ja verborgen in seinem Blute, und er übertraf alle, mit denen er zu Fuß oder im Sattel sich maß. Mancher Speer zersplitterte, und mancher Ritter wurde

unsanft auf die Erde gesetzt. Alle gaben Parzival im Kampfspiel den Preis. Gurnemanz unterwies seinen Schützling nicht nur in der Kunst der Waffen und aller Geschicklichkeit, die ein Ritter haben muß. „Mehr noch als Kraft und Mut", sprach er, „ziert den Ritter Adel der Seele und der Sitte. Mein Sohn, du bist in aller Sitte unerfahren und töricht wie ein Kind, das schadet dir und macht dich zum Gespött der Knechte. Du fragst tausend Dinge in deiner Unschuld und plauderst alles aus, was dir in den Sinn kommt. Das ist die Art der Narren und Schwätzer. Dem Ritter ziemt Schweigen und Stillesein. Das viele Wortemachen ist albern und nichtsnutzig. Auch sprich nicht immer wie ein kleines Kind von deiner Mutter. Ehre sie, das ist gut, aber bewahre sie still in deinem Herzen. Nichts ist verächtlicher als ein Mann, der Herz und Mund nicht verschlossen halten kann. Wer nicht versteht seine eigenen Geheimnisse zu bewahren, verrät auch die der anderen und taugt niemandem zum Freunde. Eine Tat ist mehr als tausend Worte, aber die Worte lähmen manche Tat. Schweigen können ist das Geheimnis edler Sitte. Sieh alles an, begegne allem freundlich, was gut ist; vermeide das Böse, aber mache nicht viel Worte darüber, so bist du den Guten angenehm und beschmutzest dich nicht mit den Bösen. Wer schweigt, sagt keine Torheit und verletzt niemand. Wer aber viel schwatzt, redet auch viel Torheit und plagt manchen, selbst wenn er weise redet. Ich bin alt geworden und habe in vielen Ländern Ritterdienste getan, und habe viele Helden gesehen und zu Freunden gehabt, ich fand nichts Besseres für einen Mann, als schweigen und seine Zunge bezwingen." „Ja, Herr," sprach Parzival, „ich will in allem nach Euren Worten tun."

Gurnemanz gab ihm noch mehr Lehren, weise, wohlgeprüfte Ratschläge, wie das Alter pflegt; Parzival nahm sie alle gläubig an. Er stellte sein Herz und seinen Geist in so feste Zucht wie seinen Leib, und wurde ernst, bedachtsam und verschlossen, wie viele Jünglinge in den Jahren, wo sie zuerst das Leben begreifen.

Gurnemanz hatte eine schöne Tochter, Liasse, die war ihm allein von allen Kindern geblieben. Liasse war zart und zierlich, schön und unschuldig. Sie war wie eine Blume, die wohlbehütet in einem warmen Raum wächst. Ihr Gesicht war schmal und hatte eine feine, seidene Haut. Ihre Augen waren groß und glänzend. Ihre Gestalt glich den Rosenknospen, ehe sie ganz aufspringen. Ihr Haar war blond wie zarte Seide. Sie war in allem eine Augenweide, und alle waren ihr zugetan. Auch Parzival sah sie gerne und verehrte sie. Liasse aber liebte Parzival und hing mit allem Überschwang ihres Herzens an dem jungen Ritter, den Sonne und Wind gebräunt hatten. „Parzival ist die Welt," dachte sie, „die Welt draußen hinter den Mauern. Ich will mit ihm auf Abenteuer ziehen. Ich will nie, nie von ihm lassen." Ihre Liebe wuchs mit jedem Tag und leuchtete unverborgen aus ihren Augen. Gurnemanz erkannte ihre Neigung bald und dachte: „Mir könnte nichts Lieberes geschehen, als daß Parzival und Liasse Liebe zueinander faßten. Alle meine Söhne sollten mir in diesem einen wiedergegeben werden."

Nur einer sah Liassens Liebe nicht: Parzival. Ihre Schönheit ergriff sein Herz, ihre Freundlichkeit rührte ihn, und der Wilde war zart und behutsam mit ihr wie mit einer Blume oder einem edlen, zerbrechlichen Gefäß. Aber von der Liebe wußte er noch nichts. Er küßte Liasse wie eine Freundin und

Schwester, zart, freundlich und unberauscht. Liasse aber verging im Rausch der Liebe und wurde krank von der Sehnsucht nach dem Geliebten. Eines Tages sprach Gurnemanz zu Parzival:

„Noch eins vergaß ich dir zu sagen, was einem Ritter nicht unbekannt sein darf. Die größte Freude, die das Leben uns geben kann und die kein Ritter verschmähen soll, ist die Minne und über der Minne die Liebe. Schönen Frauen sollst du dienen, wo du sie antriffst. Auch sollst du gerne Freundschaft und alles Gute von ihnen nehmen. Du sollst sie preisen und beschützen und zu ihrer Ehre in Kampf und Tjost reiten. Sie werden dich darum verehren und küssen und dir das Leben angenehm machen. Das ist die Minne. Aber eine von allen Frauen soll dein Herz ganz besitzen und mit dir verbunden sein, als wäret ihr eins. Wie die Sonne Wärme und Licht zugleich gibt, so soll ein Mann mit seiner Geliebten eins sein und leuchten und wärmen, als wären sie eine Sonne. Nichts soll sie voneinander trennen. Selbst im Tod sollen sie noch verbunden bleiben. Das ist die Liebe. Vergiß das nicht und verschmähe es nicht, wenn die Liebe dir entgegenkommt. Sie ist das größte Gut der Welt, und ohne die Liebe lohnt es nicht, auf Erden zu sein. Das habe ich auch erfahren. Sie kommt oft leise und steht unbemerkt neben dir. Laß sie nicht vorübergehen. Mancher verlor so sein Glück und hätte hernach gerne sein ganzes Leben darum gegeben." „Ja," sprach Parzival, „ich will nach Euren Worten tun und wohl achtgeben." Er verstand nicht, daß Gurnemanz auf Liasse zielte. Er dachte nicht an Mädchenliebe und Ruhe im Arm schöner Frauen. Sein Blut schlief noch. Wenn aber Blut einmal zur Liebe wach wird, braucht es die Lehren des Alters nicht.

Parzival dachte nur an Kampf und Streit und die Probe der Kräfte. Er dachte an weite Fahrt in die Welt, und vor allem an eins, das ihn Gurnemanz nicht lehren konnte, an Gott und Gottes Dienst. „Gottes Dienst", sprach Gurnemanz ärgerlich, „ziemt den Pfaffen, nicht den Rittern. Wir knien im Feld und beten zu Gott, daß er uns hilft im Kampf, das ist genug und gefällt Gott am besten. Die Mönche und Priester mögen ihr Leben damit zubringen, in Kirchen und Kapellen zu wohnen und immer Gott zu dienen. Es ist viel Faulheit dabei und sie machen mir zu viel Worte. Laß du davon." Aber Parzival glaubte hierin seiner Mutter mehr als Gurnemanz und dachte: Gott ist licht. Irgendwo muß er zu finden sein. Ich werde ihn suchen. „Ich hörte aber," sprach er zu seinem Lehrmeister, „daß auch die Ritter Gott dienen." „Ja," sprach Gurnemanz, „freilich dienen wir Gott, mit Schwert und Spieß." Aber Parzival beruhigte sich nicht und ließ nicht von dem Traum, der groß und deutlich vor seiner Seele stand. Eine starke Stimme war in ihm, die ihm keine Ruhe ließ und ihn rief und antrieb, das zu suchen und wirklich zu ergreifen, was licht und unfaßbar in seiner Sehnsucht wohnte. Der Ruf dieser Stimme trieb ihn ohne alles Besinnen vorwärts, aus allem Frieden, allem behaglichen Glück ins Ungewisse und Abenteuerliche.

„Herr," sprach er eines Tages zu Gurnemanz, „Ihr habt viel Gutes an mir getan, zürnt mir nicht und laßt mich ziehen. Ich will sehen, wie ich Gott dienen kann." Gurnemanz erschrak und schalt ihn: „Wer wird wie ein Narr Träumen nachlaufen und dabei sein Leben und seine Freunde verlieren. Bleibe bei mir. Ich will dich wie einen Sohn halten und mein Land soll deines werden, wenn ich sterbe. Auch will ich dir

Liasse zum Weibe geben." — „Herr, wie könnte ich Liasse zum Weibe nehmen? Ich bin kaum der ersten Torheit entwachsen, mir fehlt Verstand und alle Kenntnis der Welt. Nein, laßt mich jetzt, so will ich bald wiederkommen und mit Liasse zusammen leben. Ja, Herr, sie ist mir lieb. Aber laßt mich ziehen. Wenn ich die Welt gesehen habe, werde ich das Stillesitzen und ein friedliches Leben leichter ertragen." Gurnemanz fügte sich mit schwerem Herzen und führte seine Tochter zu Parzival. Sie umarmten sich und küßten sich, und er gelobte ihr Liebe und treues Gedenken. „Nimm mich mit", bat sie und umarmte ihn. „Jetzt nicht," sprach er, „hernach, wenn ich dich ganz gewonnen habe." Dann rüstete er sich und ritt von Graharß hinweg, Liasse und Gurnemanz sahen ihm mit Tränen nach, wie er stolz, den aufgereckten Speer im Arme, die Straße nach Süden ritt.

Parzival und Kondwiramur

Parzival ritt wieder durch weite Landschaften, durch Wälder, bebautes Land und über Gebirge und Flüsse, immer nach Süden, dem Meere zu. In den ersten Tagen schwebte Liasse und ihre zarte Gestalt oft vor seinen Augen. An Gurnemanz dachte er, und an alle väterliche Güte, die er ihm geschenkt hatte. Auch seine Mutter grüßte Parzival mit rückwärts gewandtem Blick über Land und Berge. Er wußte nicht, daß sein Gruß keine Heimat mehr fand.

Nicht lange dachte Parzival an das Vergangene, fröhlich schaute er auf das Gegenwärtige und das Zukünftige. Begierig wartete er auf das Wunder, das sich ihm irgendwo offenbaren sollte, wenn nicht heute, so sicher morgen.

Denken und handeln wir nicht alle so, solange wir leben? Immer greifen wir nach dem Zukünftigen, in dem sich alles Herrliche offenbaren soll. Das Heute nehmen wir fröhlich hin, des Gestern gedenken wir gerne: unsere größte Liebe gehört doch dem Morgen, das alle köstlichen Schätze unter einem Schleier verhüllt uns darbietet. Morgen kommt alles Glück, mit dem das Leben erst vollkommen wird! Aus morgen wird täglich heute ohne Erfüllung, aber unerschrocken blicken wir vertrauend auf den nächsten Tag. So eilen wir durch das Leben, stets die Hände ausgestreckt nach dem Mantel eines entfliehenden Traumes. Selig, wer so lebt!

Wohl hörte ich oft die Guten glücklich preisen, die zu Hause sitzen und genügsam verzehren, was ihnen von selbst zuläuft. Sie werden geboren, leben und sterben im ruhigen Gleichmaß ebener Tage. Heute, gestern und morgen sind ihnen gleich und Anfang und Ende unterscheidet nichts. Aber ich liebe mehr die Mutigen, die keine Ruhe kennen, nur Wettlauf, Sturm und Sehnsucht. Ihr Blut stürmt jeden Tag durch Glück und Unglück, und alle Töne der großen Harfe Leben rütteln an ihrem Herzen. Überschwang des Glücks und des Leids erschüttert sie oft an einem Tag, und die Melodie der Welt ist einzig so wunderbar durch sie und ihren Willen, alles Leben zu erdulden, wie es auch ist. Nur durch den Mut dieser Verwegenen, dieser Glücks- und Unglücksjäger, stürmt die Welt weiter. In ihnen ist das Leben ein Tanz und ein fröhlicher Krieg. Ihr Glück und ihr Traum ist freilich ungreifbar, unhaltbar, immer entgleitend, und erst am Ende, wenn sie zusammenbrechen, bleibt das Entfliehende stehen, wendet sich, breitet lächelnd die Arme und sagt: „Nun lauft noch ein wenig, gerade hier wollte ich haltmachen und Euch er-

warten." Aber diese Jagd nach immer enteilendem Ziel, diese Sehnsucht ohne Frieden, ist der bewegende Geist des Lebens, das sich lohnt, und so muß dies von den Besten ertragen und zu ertragen gelernt werden.

Parzival kam an das Meer und wurde tief ergriffen von seiner gewaltigen Schönheit. „Ja," dachte er, „nahe am Meer muß wohl Gott wohnen. Hier ist alles Glanz und Licht. Hier dröhnt die Luft von seiner Stimme. Über die glänzenden Wasser fährt Gott aus der Tiefe des Himmels hierher an den nahen Strand und begrüßt die Seinen." Darum ritt Parzival weiter am Strand entlang. Nach wenigen Tagen kam er an einen großen Strom, der da in das Meer floß. Jenseits des Wassers standen die Türme und Mauern einer festen Stadt, und das Abendlicht spiegelte sie zitternd in den breiten, ziehenden Fluten. Parzival suchte eine Brücke, um nach der Stadt hinüberzukommen; da sah er, daß alle abgebrochen waren. Werkleute waren beschäftigt, den letzten Steg einzureißen. Parzival sprengte eilig heran über die wankenden Balken hinweg. Als das die Werkleute sahen, flohen sie, und auch die Reiter, die bei ihnen waren, denn sie glaubten, ein ganzes Heer folge dem Verwegenen. Als sie aber erkannten, daß Parzival allein und ohne Feindschaft kam, kehrten sie um, und als sie sahen, wie freundlich er sie grüßte, empfingen sie ihn fröhlich, und einige von ihnen führten ihn in die Stadt und zur Burg hinauf. „Wir wollen Euch zu unserer Königin Kondwiramur bringen," sprachen sie, „sie wird Euch freundlich aufnehmen. Denn die Stadt ist in großer Not, und wir sehen wohl, daß Ihr uns kräftige Hilfe bringen könnt." Parzival fragte nicht: „In welcher Not?" Schweigend ritt er mit ihnen, bis sie vor das Schloß kamen; dort begegnete ihnen

Kyot, der Oheim der Königin, und empfing den fremden Ritter freundlich. „Wohin wollt Ihr, Herr, und woher kommt Ihr?" „Ich komme von Graharß", sprach Parzival, „und von Gurnemanz, meinem Lehrmeister. Jetzt suche ich Abenteuer." Da begrüßte ihn der Herzog noch freundlicher. „Ihr hättet keinen besseren Lehrmeister finden können. Ich kenne Gurnemanz wohl, einst, als wir beide noch jung waren, hielten wir gute Freundschaft und haben oft um die Gunst schöner Frauen gestritten. Aber nun ist die Reihe an Euch, und wir sind alt geworden. Der Schüler, das sehe ich, wird des Meisters wert sein. Aber laßt uns hineingehen und die Königin begrüßen." „Ja," sprach Parzival, „ich will gerne über Nacht bei Euch bleiben." Als sie in das Schloß kamen, ließ Kyot dem Gast die Rüstung abnehmen, und die Knappen wuschen ihm den Rost von Gesicht und Händen. Dann gingen die beiden zu Kondwiramur.

Zu allen Zeiten haben sich die Dichter vergeblich bemüht, die Geheimnisse der Liebe zu ergründen und zu verraten, nicht der Liebe, die, der Freundschaft ähnlich, langsam wurzelt, Knospen treibt, aufblüht und Früchte trägt wie ein Baum, sondern jener seltenen Liebe, die wie ein Wunder in einem Augenblick groß und mächtig da ist. Eben war hier noch dürres Land. Jetzt fällt ein Blick wie ein Saatkorn darauf. Das Korn zerspringt, Wurzeln umklammern das ganze Herz, und eine Blüte schießt auf, so farbig und wild, wie nur in Zaubergärten wachsen.

Oder diese Liebe ist wie ein Feuer, das plötzlich in ein friedliches Haus fällt. Alles versinkt mit einem Male in einer riesigen Flamme, die dennoch nichts verzehrt. Nur schöner, goldener leben und blühen alle Dinge in ihr.

Als Kondwiramur blaß und von Trauer verstört, aber strahlend von jener tiefen, seltenen Schönheit, in der Seele und Leib gleich vollkommen sind, in den Saal trat und Parzival ansah, da fiel die Liebe mit ihrer größten Gewalt die beiden an und überwältigte sie.

Nichts Schöneres sah ich auf der Welt, als das erste, schamhafte Aufflammen junger Liebe, dies tiefe Ergriffensein junger Menschen, das so plötzlich und unerwartet kommt, und das sie bei aller Scham nicht zu verbergen verstehen.

Der Herzog Kyot sah lächelnd die Verlegenheit der beiden und sprach zu Kondwiramur: „Aber so sage doch ein Wort, der Ritter verdient es. Oder willst du auch vor ihm in den Burggraben springen?" Da errötete die Königin noch mehr, und ihre Augen kämpften gegen Tränen. „Herr," sprach sie, „seid willkommen. Es ist sehr öde hier im Schloß, und Ihr werdet wenig Freude finden. Aber alles, was ich tun kann, soll für Euch sein." „Herrin," sprach Parzival, „ich habe heute nicht gefunden, was ich suchte, aber daß ich den Weg zu Eurem Schloß fand, soll mich nicht weniger froh machen." „Woher kommt Ihr?" fragte sie. — „Von Graharß, Herrin." „Von Graharß?" rief sie fröhlich. „Einst war ich auch dort, als mein Vater noch lebte. Ich war sehr jung. Da begleitete ich ihn auf einer Fahrt und wohnte lange bei Gurnemanz und seinen Söhnen und der kleinen Liasse. Aber die Söhne sind nun tot, und was treibt meine Freundin?"

Da tauchte noch einmal Liassens liebliches Bild vor Parzivals Augen auf, dann versank es, ganz verzehrt von dem Feuer, das von Kondwiramurs schöner, gegenwärtiger Gestalt ausging. „Sie ist fröhlich," antwortete er der Königin, „und traurig, wenn sie an ihre Brüder denkt." „Und fröhlich?"

fragte die Königin lächelnd, „fröhlich, wenn sie an Euch denkt?" „Nein, Herrin. Sie ist noch ein Kind. Wie sollte sie nicht oft fröhlich sein." Knappen trugen unterdessen Speise und Trank herein, und die Königin gab Parzival von allem und verlor sich immer mehr hilflos in die Gewalt der Liebe. Parzival saß schweigend, von ihren Blicken erwärmt und fröhlich gemacht. Kyot aber erzählte von den Taten und Liebesstreichen, die er mit Gurnemanz zusammen vollführt hatte, und verlor sich, wie das Alter liebt, im Anblick der Torheiten seiner Jugend, die heute sein Glück ausmachen. Parzival und Kondwiramur hörten ihn nicht. Schweigend versanken sie im gegenwärtigen Leben, das sie mit seinen stärksten Wellen umspielte und zueinander trieb. Parzival sah nur Kondwiramur, Kondwiramur sah nur Parzival.

Nach einer Weile stand die Königin auf, da ihr Herz sie zu überwältigen drohte, und sprach: „Verzeiht, wenn ich so bald fliehe, aber ich bin müde vom Tage. Auch Euch soll man bald in die Kammer führen, Ihr werdet der Ruhe bedürfen. Morgen werde ich Euch wiedersehen." „Ja," sprach Parzival, „aber morgen muß ich schon weiter, wenn Ihr mir Urlaub gebt." Da verneigte sich die Königin und ging stumm hinaus, und als sie in ihre Kammer kam, ließ sie alle ihre Frauen hinweggehen und fiel weinend auf das Lager.

Der Seneschall führte auch Parzival in seine Kammer, die abseits, am Ende der geräumigen Gänge der Burg, lag. Parzival schickte die Knappen hinaus, die ihn auskleiden sollten, stand in Gedanken versunken mitten im Gemach und blickte in die flackernden Flammen der hohen Kerzen, die in den Leuchtern brannten. Aus jeder Flamme sah ihn die schöne, königliche Frau an, die so plötzlich mit aller Gewalt sein Herz erfüllt

hatte, und der Schein des Feuers umhüllte ihr Gesicht wie das einer Heiligen. „Ja, ich will den Worten meines Meisters folgen", dachte Parzival. „Oft kommt die Liebe heimlich und steht plötzlich hinter dir. Ich will sie nicht vorübergehen lassen. Ich will mich dieser schönen, edlen Frau zu eigen geben für alle Zeit. Ohne Zweifel, das ist die Liebe, die mich ganz erschüttert und, ich weiß nicht, lachen oder weinen macht. Nichts kann tiefer ein Herz aufwühlen, nichts kann süßer und weher zugleich sein. Warum ist aber die Königin so traurig?" Nun bedachte er, daß er sie nicht gefragt hatte, was sie und ihre Stadt beunruhigte und bedrohte. „Vielleicht werde ich es morgen erfahren und ich will gerne helfen, wenn sie es mir sagen will. Fremdes Leid soll man nicht ohne große Not anrühren. Aber diese Königin soll nicht traurig sein, und ich will gern eine Weile bei ihr bleiben und sie zum Weibe nehmen. Das soll mich nicht aufhalten, Gottes Wohnung zu finden."
Kondwiramur lag unterdessen auf ihrem Lager und wühlte in verzweifelten Gedanken: „Ich habe so oft Gott vergeblich gebeten, mir Rettung in aller Not zu schicken", dachte sie. „Schon wollte ich mir den Tod geben, da mir das Elend bis an die Kehle stieg. Und nun kommt dieser Ritter, für den mich Gott ohne Zweifel bewahrt hat. Alles will ich ihm freudig geben, mein Herz, mein Leben und mein Königreich. Er aber will schon morgen hinweg, wer weiß wohin? Am Abend aber steht der Feind vor den Toren dieser Stadt und überwältigt sie und mich. Ich werde nicht lebend in seine Hände fallen. Warum zeigte mir Gott so nahe Rettung, wenn er doch zuletzt nicht retten will? Aber wie töricht bin ich! Weiß ich denn, warum der Ritter mich verschmäht, warum er kühl meiner Trauer zusieht, ohne eine Wort des Trostes?

Vielleicht gewann ihn schon Liasse, vielleicht eine andere Frau, denn er verdient, daß sich die besten ihm zu eigen geben." Auf den Knien lag die Königin, und die Stürme der Verzweiflung, der Liebe und der Hoffnung fuhren gleich stark über sie. „Wo finde ich Rat, daß ich weiß, ob mir Tod oder Leben beschieden ist?" sprach sie laut zu sich selbst. „Wo anders, als bei dem Ritter, in dessen Hand beides gegeben ist. Die Not ist so groß geworden, daß auch ein seltsamer Weg erlaubt ist. Ich will zu ihm gehen und sehen, was geschehen wird. Wenn ich auch vor ihm erröten muß, er wird mir gerne verzeihen, wenn er mich lieben kann. Wenn er mich höhnisch ansieht und fortschickt, wird noch in dieser Nacht der Tod alle Scham von mir nehmen."

Die Königin stand auf und trocknete ihre Tränen. „Ich bin doch keine Magd, die sich fürchten müßte, das Ungewöhnliche zu tun." Sie nahm ihren Leuchter und ging mit leisen Schritten hinaus über die Gänge, behutsam an den Türen der Schlafenden entlang, bis sie zu Parzivals Kammer kam. Dort zögerte sie aufatmend eine Weile, dann öffnete sie leise und trat ein.

Parzival hatte sich, müde von seiner Fahrt, auf das Bett gelegt und schlief. Kondwiramur betrachtete ihn lange, dann füllten Tränen ihre Augen und fielen auf Parzivals Hände, daß er erwachte. Als er die Königin sah, die ihn aus Tränen anschaute, richtete er sich auf und sprach: „Herrin, was tut Ihr? Warum weint Ihr?" „Lieber Freund," sprach sie, „verzeiht einem schwachen Weibe, das keine andere Hilfe mehr weiß, wenn es Euch mit Tränen quält. Morgen wollt Ihr hinweg, vielleicht noch ehe der Tag kommt. Ihr wißt nicht, daß Ihr mich und diese Stadt dem Verderben zurücklaßt.

Seht, ich habe Gott so oft um Rettung aus meiner Not gebeten, und nun setzte ich alle meine Hoffnung auf Euch. Ich weiß, Gott hat Euch zu mir gesandt. Ich weiß, daß es Ritter gibt, die in seinem Dienst den unschuldig Bedrängten Hilfe bringen." „Worin soll ich Euch helfen, Königin? Welche Gefahr bedroht Euch, die Euch so verzweifelt macht?" Da setzte sich Kondwiramur auf das Bett zu Parzival und sprach: „Es ist die Liebe, die mir solche Gefahr bringt, die Liebe eines widerwärtigen Menschen, der mich zu seinem Weibe will, aber ich hasse und verachte ihn. Von Kind an war ich verlobt mit Schenteflur, Gurnemanz jüngstem Sohne. Unsere Väter hatten es so verabredet, und es gefiel uns. Aber als mein Vater starb, begehrte mich Kingrun, der Herzog von Isterterre. Ich sandte ihn mit Hohn heim und rief meinen Verlobten, um Hochzeit zu halten, aber unterwegs schlug Kingrun ihn und sammelte ein Heer und brachte mein ganzes Königreich in seine Gewalt. Nur diese Stadt behielt ich. Aber schon ist der Herzog mit einem großen Heerzug unterwegs, und sie wollen auch Belrapeire stürmen und mich in ihre Hand bringen. Darum haben die Städter die Brücken abgerissen, aber sie sind furchtsam und werden den Feind nicht lange aufhalten. Wie sollen sie ohne Führer lange widerstehen? Mein Oheim ist alt und müde. Niemand ist da, der meinen Beschützern Mut macht, der sie geschickt zu leiten versteht. Herr, bleibt Ihr hier und helft mir. Wenn Ihr nicht wollt, so will ich den Morgen nicht mehr sehen. Ich will von dem Turm in den Burggraben springen."

„Herrin," sprach Parzival, „ich will Euch gerne beistehen gegen die Verräter. Ich will nicht eher ruhen, als bis Ihr Frieden vor ihnen habt. Kein Ritter soll eine Frau in Not

verlassen, auch wenn sie ihm nicht so lieb ist, wie Ihr mir seid." „Ja, Herr," sprach sie, „auch Ihr seid mir lieb geworden, seit ich Euch sah. Darum sagte ich auch, Gott hat Euch zu mir gesandt." — „Er hätte mich nicht besser führen können, Herrin." Er ergriff ihre Hände und hielt sie fest in den seinen. So saßen sie beieinander und vergaßen alles Leid.

Wer dem Geplauder von Liebenden lauscht, der wundert sich bald, wie wenig Sinn ihre Worte haben und wie viel, was uns nichtig erscheint, sie erfreut und hell auflachen macht. Es sind ja nicht die Worte, die sie berauschen, es ist der Anblick, die Nähe und die Stimme des Geliebten. Liebende sind wie Vögel im Frühling. Ihre Sprache ist Gesang und Gezwitscher, sinnlos für jeden Verständigen, aber für den Verliebten Wohllaut und köstliche Melodie.

Parzival und die Königin verplauderten die Nacht, selig eingehüllt in ihre Liebe, die rein und unschuldig und immer farbiger aufblühte. Sie hielten sich bei den Händen wie Kinder und waren fröhlich wie Kinder, bis die Frühe mit ihrem bläulichen Schein die Fenster füllte. Erste Vogelrufe lockten sehnsüchtig den kommenden Tag. Da eilte die Königin leise hinweg und kam in ihre Kammer. „O Gott," rief ihr Herz fröhlich, „nun gib mir viele Feinde. Mein Geliebter wird sie alle überwinden."

Um diese Zeit riefen die Hörner mit jähem Schrei von allen Mauern in die Stadt, zum Zeichen, daß der Feind herannahte. Schon war er über den Strom gekommen. Die Glocken stürmten auf allen Türmen.

Parzival sprang vom Lager auf, rief den Knappen und wappnete sich fröhlich zum Streit. Tagelang tobte der Kampf vor Belrapeire. Mit aller Kraft und aller Kunst stürmten die

Belagerer Mauern und Tore, mit Mauerbrechern, Steinschneidern und Igeln. Aber die Städter wehrten sich mit Waffen und Feuer und frischem Mut. Parzival war überall unter ihnen, gab ihnen die besten Ratschläge und brachte die kräftigste Hilfe. Der Herzog Kingrun fluchte, wenn er vernahm, wie viele ihr Leben vor der Stadt einbüßten, und wenn er immer wieder am Abend besiegt in sein Zelt kam. „So hat noch nie ein Weib seine Jungfernschaft verteidigt," rief er, „aber ich will die Katze schon zahm machen. Sie soll mir noch aus der Hand fressen." Aber all sein Toben und die Kraft, die er täglich wider die Stadt warf, half wenig. Sein Heer verzagte und die Städter wurden täglich kühner. „Diesen Wollhändlern hilft irgendein Teufel," sprachen die Abenteurer in Kingruns Lager, „wie hätten sie uns sonst so lange widerstehen können." Und manche schwuren: „Ja, wir haben ihn selbst gesehen in flammender Rüstung. Überall ist er, wo man ihn nicht gerne sieht. Laßt uns abziehen, wir werden der Stadt kein Leid tun."

Kingrun wollte aber Kondwiramur nicht aufgeben und sandte einen Herold in die Stadt und ließ den roten Ritter zum Zweikampf fordern. „Wer von uns beiden siegt, der ist dem andern untertan und sein ganzer Anhang mit ihm. Fallt Ihr, so ist die Stadt und die Königin mein eigen. Falle ich, steht mein Heer und alles, was ich habe, in Eurer Gewalt." Kingrun war sicher, daß niemand ihn überwinden würde. Er stand in der Fülle der Kraft und war ein verwegener Held. Nur in Waffen war er fröhlich. Viel Unheil hatte er schon über manche Mutter gebracht, und mancher edle Ritter lag von ihm erschlagen. Darum lachte er verächtlich, als am Morgen des Kampfes Parzival, der den Kopf noch unbedeckt

hatte, ihm entgegenritt. „Das ist ja ein Knabe!" rief er. „Bin ich ein Schulmeister, der kleine Buben prügelt?"

Parzival verschloß schweigend und zornig Helm und Harsenier. Dann stürmten die Helden gegeneinander, und der Anprall war so gewaltig, daß ihren Pferden die Sattelgurten zerrissen und beide aus dem Sattel stürzten. Aber sie gewannen stehend den Boden und sprangen mit neuer Wut gegeneinander. Die Schläge der Schwerter fuhren da auf die Helme, wie Steine, aus einer Schleuder. Der Herzog fing hitzig an, dann erlahmte er; Parzival aber schwang immer schneller sein Schwert, und immer gewaltiger hämmerten seine Schläge auf Helm und Nacken des Herzogs, bis er taumelte und fiel. Parzival sprang über ihn und setzte die Schwertspitze an seinen Hals, so daß Kingrun um Frieden bat und sich in die Gnade seines Feindes gab: „Ich will tun, was Ihr wollt." Da ließ Parzival ihn aufstehen und gebot ihm: „Schicke deine Freunde, die diese Stadt bedrängten, heim, und gib der Königin alles wieder, was du ihr nahmst, und ewigen Frieden dazu. Du selbst aber gehe zu meinem Meister Gurnemanz nach Graharß. In seiner Hand liegt dein Leben. Er soll erkennen, daß er keinen Unwürdigen seine Kunst gelehrt hat." „Herr," sprach Kingrun, „lieber bringt mich gleich um. Gurnemanz ist mein Todfeind. Ich erschlug seinen Sohn. Wie sollte ich ihm unter die Augen treten!" — „So mache dich auf gen Nantes, an den Hof König Arturs, und gib dich in den Dienst einer schönen Jungfrau, die um meinetwillen von dem Seneschall des Königs geschlagen wurde. Beschütze sie, bis ich selbst dorthin komme. Das wird kein schwerer Dienst sein, und du wirst dort leichter die Königin vergessen, der du so viel Leid angetan hast."

Der Herzog erfüllte alles, was er gelobt hatte und entließ sein Heer. „Freunde," sprach er, „so ist das Glück! wetterwendisch und närrisch wie ein Weib! Heute verläßt es mich. Vielleicht werde ich bald wieder Gnade finden." Dann machte er sich auf den Weg nach Nantes, und als er dorthin kam, trat er vor Herrn Keie und fragte ihn: „Wo ist die Jungfrau, die Ihr um eines Ritters willen geschlagen habt?" Keie sprach: „Was geht es Euch an? Ich weiß nichts davon." „Doch," sprach Kingrun, „ein Ritter in roter Rüstung sagte es mir." — „So ist es jener Teufel, der Ither erschlug und mit seiner Rüstung entfloh. Wo fandet Ihr ihn? Hättet Ihr ihn erschlagen und uns alle an ihm gerächt!" „Da fehlte viel," sprach Kingrun. „Er unterwarf mich und ich bin hier in seiner Haft und soll der Jungfrau dienen, die Ihr um seinetwillen geschlagen habt." „Es ist Kuneware von Laland", sprach Keie. „Ich schlug sie, weil sie über den Tölpel unwürdig lachte. Er ist ein Narr, wie konnte er Euch besiegen?" — „Ein Narr, das ist möglich, aber einen besseren Ritter sah ich nie. Man sagt auch, daß die Königin von Belrapeire, die ich liebe, ihn zum Manne nimmt. Und ich glaube es." „Ja," sprach Keie, „es ist die Art der Weiber. Narren und Eseltreiber sind ihnen am liebsten. Darum tröstet Euch. Wir wollen hier abwarten, was werden will. In wenig Wochen wird König Artur ausziehen und den Abenteurer suchen, um ihn zu strafen für alles, was er uns getan hat."

So blieb Kingrun bei König Artur und fand freundliche Aufnahme bei dem König und allen Rittern, sonderlich aber bei Kuneware von Laland, in deren Dienst ihn Parzival gestellt hatte.

Als Parzival von seinem Siege nach der Stadt zurückkam, erscholl auf allen Straßen sein Ruhm. „Heil unserem Könige!"

riefen die Bürger, „der uns von allen Feinden befreit hat." Sie begleiteten ihn bis an das Schloß. Kondwiramur erwartete mit fester Zuversicht den Ausgang des Kampfes, und als sie das fröhliche Geschrei in den Straßen herankommen hörte, eilte sie hinab, traf den Geliebten und umarmte ihn vor allem Volk. Da schlug die Freude wie eine feurige Lohe über die ganze Stadt. „Nun begehre ich nichts mehr, als daß du immer bei mir bist," sprach die Königin zu Parzival. „Ja, Freundin," sprach er, „das wollte ich auch, aber noch ist es dazu nicht Zeit. Meine Mutter hat mich ausgesandt, damit ich in Gottes Dienst trete. Das ist die Krone aller Ritterschaft. Wie dürfte ich nun haltmachen, wenn es mir irgendwo gefällt und es mir wohl sein lassen? Nicht eher kann ich mit dir fröhlich sein, als bis ich Gott gefunden habe. Er verbirgt sich vor mir, ich weiß es, aber ich will ihn finden, und keine Mühe soll mich abschrecken. Der ist nicht wert, ein Ritter zu sein, der von seinem Ziel abläßt, wenn es ihm nicht gleich entgegenkommt." Kondwiramur sah ihn mit verstörten Augen an: „Aber was suchst du denn?" — „Gottes Wohnung", sprach er, „und Gottes Dienst."

Da nahm sie ihn bei der Hand und ging mit ihm über die Straße durch die offene Pforte des Domes, der bei dem Schlosse stand, und als sie in die Dämmerung der heiligen Räume trat, wies sie mit der Hand um sich: „Sieh, hier ist, was du suchst, Gottes Haus. Hier offenbart sich Gott den Priestern. Hier wollen wir uns vor Gott verbinden, und hier wollen wir Gott dienen an seinen Tagen." „Nein, Königin," sprach Parzival, „hier ist Dämmerung und Nacht. So ist Gott nicht. Dies ist ein schönes Haus, gut für Träume, aber nicht für die Klarheit Gottes. Noch sah ich Gott nicht, aber

ich kenne ihn wohl und oft fühlte ich ihn so nah, daß ich ihn fast ergriffen hätte, am Meer und im Gebirge. Er wird sich nicht lange mehr vor mir verbergen. Dann kehre ich um und komme zu dir, und wir wollen miteinander leben. Jetzt laß mich ziehen." „Nein," sprach sie, „wie kannst du mich verlassen?" — „Deine Feinde sind geschlagen, und rings um dich ist Frieden geworden. Niemand wird dir mehr ein Leid antun. Es ist ja nicht lange, bis ich wieder bei dir bin." — „Nein," sprach sie abermals, „ich lasse dich nicht. Du mußt hier bleiben." „Freundin," sprach Parzival, „ich habe meine Mutter verlassen, um Gott zu finden. Das wäre kein Ritter, der sein Ziel aufgäbe, weil es ihm und seiner Freundin angenehm scheint. Du sollst mich nicht verführen, gegen Ritterart zu tun."

Da kniete die Königin vor dem Altar auf den Steinen nieder und rüttelte mit heißem Flehen an Gottes Güte, daß er sich dem Freunde jetzt und hier offenbaren möchte. Parzival aber ging hinaus, und ehe noch die Königin ihm folgte, nahm er sein Pferd und ritt hinweg. Schweigend und trauernd traten die Bürger auf die Seiten der Gassen, als er vorüberkam und aus dem Tore ritt. — Erst als die Nacht kam, erhob sich die Königin vom Altare und ging mit unsicheren Schritten über die Straße nach dem Schlosse hinauf. Niemand wagte sie zu trösten.

Parzival kommt nach Montsalvasch

Parzival war nicht fröhlich; sein Herz war schmerzend wie eine Wunde, als er von Belrapeire hinwegritt und die Stadt hinter ihm versank. Langsam, in finsterem Sinnen ritt er weiter am Meer entlang seiner Sehnsucht nach. „Niemand,"

dachte er, „auch nicht mein Herz und kein Leid, soll mich aufhalten auf meinem Wege. Wäre das ein würdiges Ziel, mit der Geliebten glücklich zu sein, den Frieden zu kosten und zu vergessen, daß mehr, viel mehr zu tun ist? Warum ist denn die Stimme so mächtig in mir, die mich Gott suchen heißt? Mein Herz weiß, wie herrlich es ist, ihm zu dienen. Woher wäre denn diese Begierde, wenn nicht Gott wäre, der sie an sich zieht." So sann er und wußte nicht, daß Gott kein Wild ist, das man mit Gewalt und Unruhe erjagt. Aber die Stimme seines Blutes trieb ihn, die den Edlen immer recht führt mit ihrer dunklen Gewalt. Alle, die vom Schicksal berufen sind, kennen diese Stimme, die sie aus allem Frieden aufscheucht und ruhelos durch das Leben treibt, damit sie leiden, kämpfen und wachsen für ihr Amt, das sie erfüllen sollen. Dieser wird ein Held, der ein Dichter und jener ein König, der Kriege zu führen versteht, ein anderer denkt Gedanken, in denen sich der Sinn des Lebens offenbart, aber alle sind verdammt zur Unruhe, zu ewigem Suchen, und Schmerz zu bringen allen, die ihnen beistehen und helfen wollen. Sie tragen schwere Schuld und büßen schwer, das Leben schleift sie hart, wie man Edelsteine schleift, einen am anderen, bis sie in sich glänzend und licht geworden sind. Sie sind alle Toren und bedenken ihr Glück und das Glück derer, die ihnen die Liebsten sein sollten, wenig, aber durch ihre Torheit wird alles Große und Ungewöhnliche getan.

Wenn alle weise wären, wie das Alter will, würden alle Taten auf Erden verständig, kühl, arm und klein sein, ohne Überschwang und große Seligkeit.

Parzival ritt am Meer entlang und verirrte sich immer mehr in den Wegen und Wäldern und in dunklen, lichtlosen

Gedanken. Gott offenbarte sich ihm nicht, wenn er noch so trotzig pochte. Zuweilen traf er Ritter auf ihren Fahrten, die hielt er an und zwang sie zum Kampf. Und wenn er sie besiegt hatte, gebot er ihnen bei ihrer Ehre: „Sagt mir, wo Gott wohnt und wer Gott ist!" Keiner wußte ihm eine Antwort zu geben, obgleich sie alle viele Worte machten, und Gott verehrten und sich verneigten, wenn sie seinen Namen sprachen. „Niemand hat Gott je gesehen", sagten sie. „Niemand kann wissen, wo Gottes Wohnung ist. Oben im lichten Himmel wohnt er, fern von allen Menschen. Und niemand kann in seinen Dienst treten, außer, wenn er ein Priester wird. Aber das ist keines echten Ritters Art. Vielleicht später einmal, wenn wir alt und müde geworden sind." Da ließ Parzival sie ziehen und ritt weiter, mit immer schwereren Gedanken beladen. „Jage ich denn einem Traume nach? Warum muß ich allein irrefahren auf Gottes Spur, und nun weiß ich nicht einmal mehr, ob ich ihn finden werde und nicht alles umsonst tue." Dann aber gewann wieder die fröhliche Kraft seiner Jugend die Überhand, und er sprach zu sich selbst: „Wenn auch alle diese Ritter Gott nicht kennen, warum sollte ich ihn nicht dennoch schauen und ergreifen? Er ruft mich, ich weiß es. Er lockt mich, ich fühle es. Eher will ich den Tod finden, ehe ich ablasse, ihn zu suchen, und ich will nicht eher Frieden haben, als bis ich erkannte, was an ihm Wahrheit oder Traum ist."

In solchen Gedanken schwankend ritt er durch eine weglose Wildnis. Sein Pferd stieg vom Meere in die Wälder hinauf, gegen ein Gebirge hin. Er ließ ihm seinen Lauf, wohin es wollte. Gegen Abend kam er in einem felsigen Tal an einen kleinen, glänzenden See, mitten im Gebirge, und er sah

einen Fischer, einen alten, bleichen Menschen in kostbaren Kleidern, der saß in der Einöde einsam am Strande und fischte. Als Parzival näher ritt und den Fischer begrüßte, erhob er sich und verneigte sich: „Herr," sprach er lächelnd zu Parzival, „kommt Ihr endlich? Lange habt Ihr auf Euch warten lassen, aber ich sehe, daß ich Euch dennoch freundlich aufnehmen muß. Bleibt zur Nacht bei mir auf meinem Schlosse, das nicht fern von hier liegt. Wendet Euer Tier diesen Pfad hinauf. Ich folge Euch bald nach. Meine Diener werden Euch unterdessen gut aufnehmen und in die Burg einlassen. Ich bleibe noch eine Weile hier bei den Fischen." Er wandte sich und warf die Angel wieder ins Wasser.

Parzival wunderte sich und dachte: „Wie kommt dieser Fischer dazu, mich zu erwarten, und wie kommt er zu einer Burg und zu solchen Kleidern?" Aber er fragte nicht, sondern ritt den Weg hinan, den der Fischer gewiesen hatte. Nach einer Weile öffnete sich der Wald und das Gebirge, und nahe, hoch über Schluchten und Wäldern sah er eine Burg im Abendlicht. Die war schöner und gewaltiger als alles, was er zuvor gesehen hatte, und leuchtete aus allen Fenstern. Auf ihren Zinnen standen Wächter und sahen weit in das abendliche Land. Eine breite Straße führte zu der Burg, aber kein Mensch zog darauf. Parzival hörte keinen Lärm, wie er sonst aus Burgen dringt, kein Zeichen fröhlicher Ritterschaft. Stumm lag die Feste über den wilden, unendlichen Wäldern. Als Parzival nahe an die Burg kam, sah er, daß sie von einem tiefen Abgrund umgeben war, und niemand an das Burgtor heran konnte. Ein Pförtner rief herüber: „Was sucht Ihr hier?" Parzival antwortete: „Der Fischer hat mich gesandt." Da senkte sich eine breite Zugbrücke herab und bedeckte den Ab-

grund, und Parzival kam mit seinem Pferde in den Burghof. Knappen und Ritter eilten ihm entgegen und begrüßten ihn freundlich, aber alle waren ernst und schweigsam. Wie ein schwarzer Schleier lag schwere Trauer über ihnen. Einige führten Parzival in ein Gemach und nahmen ihm die Rüstung ab, wuschen ihn von dem Rost und dem Staub des Weges und gaben ihm einen kostbaren Mantel. Dann führten sie ihn in einen großen Saal. Als er eintrat, sah er den Fischer schon dort auf einem Tragbett von königlicher Pracht liegen, und der ganze Saal war erfüllt von Rittern und Knappen in edlen kostbaren Kleidern, die alle mit dem gleichen Zeichen, einer fliegenden Taube, geschmückt waren. Auch hier lag über allen Gesichtern Trauer und Dunkelheit.

Der Greis, der ihrer aller König schien, winkte Parzival heran und ließ ihm einen Sitz geben nahe an seinem Lager, und alle setzten sich an lange Tafeln. Knappen eilten an den Wänden entlang und entzündeten einen Kranz von Kerzen, der um das ganze Gemach ging, daß die Dämmerung aufstrahlte und der Saal aufleuchtete von Gold und edlen Geräten, die auf den Tischen standen. Alles war wie zu einem großen Festmahl versammelt, aber die Gesichter der Gäste waren wie für eine Totenfeier, ernst und voll Schmerz. Parzival saß still und verdrossen unter ihnen, von seinem eigenen Schicksal mit dunklen Gedanken gequält.

Als alle sich niedergelassen hatten, trat ein Knappe herein, der trug hoch erhoben durch den ganzen Saal eine Lanze, die von frischem Blut tropfte. Alle Ritter sahen sie an und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Der Greis aber auf seinem Lager verbarg sein Gesicht in die Falten des Mantels, bis die Lanze wieder hinausgebracht war.

Danach öffnete sich die Türe wieder, und eine junge, edle Frau, schön wie ein Morgen vor Tag, trat herein und hielt in den erhobenen Händen eine strahlende lichte Schale, davon ein Schein wie Sonne ausging, als wären die Kerzen verblaßt und versunken in ihrem Glanz, als käme alles Licht im weiten Saal allein von ihr. Die schöne Frau trug die Schale durch den ganzen Raum und stellte sie vor das Lager des greisen Königs. Ein Widerschein von überirdischem Licht füllte alle Augen, die die Schale trafen, bis der Greis einen dunklen Schleier darüber breitete. Da war aller Jammer größer denn zuvor. Und die Jungfrau trug die Schale so verhüllt hinweg.

Als sie hinausgegangen war, brachten Knappen das Mahl herein, Wildbret und Fische. Alle saßen still, und von keiner Freude erhellt. Auch Parzival saß stumm und nahm von den Speisen. „Eine seltsame Burg," dachte er, „und seltsame Sitten haben sie. Aber was geht das mich an? Soviel sehe ich, hier kann ich weder Rat noch Hilfe finden. Sie wissen sich selber nicht zu helfen. Sie tragen ein schweres Leid, das sehe ich wohl, und gedenken mit Schmerzen vergangener Freuden, darum schweigen sie. Schweigen und ertragen ist gut. Wer könnte dem helfen, der traurig ist? Wer kann mir helfen? Ach, ich bin auch beladen und verirrt, mehr als diese Ritter." So sann Parzival. Seine Seele war ganz dunkel. Er wußte für sich selbst keine Hilfe, wie hätte er anderen helfen können? Sein Herz war hart und fest gehämmert von jugendlichem Trotz und verschlossen gegen alle zarten Bewegungen, die dem Edlen nicht fehlen sollen. Aber der muß viel erfahren und sehr weise werden, der, fest und hart gegen sein eigenes Schicksal, dennoch milde das Schicksal fremder Menschen umfaßt.

Nach dem Mahle brachten Knappen ein gutes Schwert herbei, und der König reichte es Parzival: „Herr, nehmt dies zum Gastgeschenk und verzeiht, daß wir Euch nicht fröhlicher bewirtet haben. Jetzt werdet Ihr müde sein. Es ist Zeit zum Schlaf." Parzival nahm das Schwert und prüfte es: „Herr, es ist gut, ich danke Euch und will Euch Ehre damit bringen." Dann stand er auf. Knappen brachten ihn in seine Kammer, und er legte sich auf sein Lager und schlief ein. Sein Schlaf war schwer und von Träumen geplagt. Ein dunkles drückendes Weh hielt sein Herz umklammert und quälte ihn. Die Gestalt seiner Mutter beugte sich weinend über ihn. Neben ihr stand voll Trauer Kondwiramur. Das Rasseln von Schwertern fuhr durch seinen Traum und Rossewiehern und Krachen von Speeren. Feinde bestürmten ihn wie eine Burg. Viele Wunden und harte Schläge trafen ihn.

Als Parzival aufwachte, graute die Frühe. Er rief nach den Knappen, aber das Schloß war still, und als niemand kam, dachte er: „Man schläft hier lange," legte sich aufs Bett und fiel von neuem in einen unruhigen, geplagten Schlummer. Als er wieder aufwachte, war es schon heller Tag. Da sprang er sogleich aus dem Bett und sah, daß seine Waffen und seine Rüstung schon bereit lagen. Wieder rief er laut, aber niemand kam. Er wappnete sich und ging hinaus über die Gänge. Alles war still und leer. Er trat in den Saal und fand auch da keinen Menschen. Er lief durch die Kammern und rief, nichts antwortete ihm. Als er auf den Burghof schaute, sah er sein Pferd an einer Treppensäule angebunden, in Sattel und Zaum. Auch stand sein Schild daneben angelehnt. Er eilte hinab und fand den Burghof aufgewühlt von Hufen, wie von einem Aufbruch vieler Reiter. Das Burgtor stand

geöffnet und die Zugbrücke war herabgelassen. Da schwang sich Parzival zornig in den Sattel und ritt hinaus; aber als er kaum hinaus war, wurde die Brücke hinter ihm so eilig hochgerissen, daß sein Pferd fast gestürzt wäre. Ein Knappe schaute aus dem Pförtnerhaus und rief: „Ihr Narr, macht, daß Ihr fortkommt, ehrlos und verflucht für alle Zeit. Hartherzig seid Ihr und böse wie ein Teufel. Euer Glück habt Ihr verscherzt und das unsere dazu." „Was bedeutet das?" rief Parzival, „erkläre mir." Aber der Knappe war schon fort und niemand gab mehr Antwort. Parzival wandte sich und dachte: „Was schert mich dies Geschwätz," und er folgte der Schar, die vor ihm die Burg auf dieser Straße verlassen hatte. Immer mehr bogen die Spuren einzelner Reiter ab, bis auch die letzten sich in der Wildnis verloren. Da sah Parzival auf und fand sich wieder in weglosem Wald und wußte nicht, wohin sein Tier ihn trug, noch in welcher Gegend er war. Bedrückt und ganz verstört ließ er dem Pferde seinen Lauf.

Gegen Mittag, als Parzival über eine helle Waldwiese ritt, hörte er lautes Jammern und eine weinende Stimme, und als er dem Tone folgte, fand er eine schöne Frau verzweifelt am Boden kauern bei einem Ritter, der in frischem Blute lag. Zwei Pferde standen wie trauernd neben ihr. Parzival ritt nahe heran: „Was ist Euch geschehen, Herrin, kann ich Euch beistehen?" Sie sah aus Tränen zu ihm auf: „Herr, mir kann niemand mehr beistehen. Hier liegt mein Leben erschlagen. Ich habe ihn getötet." „Wie," sprach Parzival, „Ihr habt diesen Ritter erschlagen?" — „Nicht mit Schwert und Speer, das tat ein anderer. Aber ich habe ihn in den Tod geschickt. Nun will ich selbst sterben." — „Wer erschlug ihn, Herrin, ich will Euch rächen, wenn ich kann."

— „Orilus von Laland erschlug ihn. Einen Drachen trägt er im Wappen, er ist selbst ein Drache geworden, der verderbenbringend durch das Land fährt, seit er Jeschute, seine Gemahlin, verstoßen hat." — „Warum erschlug er Euren Freund? Und warum klagt Ihr Euch selbst an, Herrin?" — „Weil ich ihn in den Tod schickte. Wir wohnen auf einer Burg in diesem Walde, wo viele edle Ritter und Frauen alle zu Einem Dienst versammelt sind. Vor wenig Tagen saßen wir am Mittag auf der Burgmauer und blickten hinüber nach dem nahen Wald. Da brach plötzlich ein Hund, ein edles Tier, aus dem Gebüsch und hetzte ein Reh dicht unter der Mauer entlang, und wir sahen, daß der Hund ein köstlich Halsband mit edlen Steinen trug und eine silberne Schnur nachschleifte. Dreißig Meilen um jene Burg steht weder Haus noch Hütte, darum wunderten wir uns über das Tier, wie es in die Wildnis kam, und ich sprach zu meinem Freunde: Die Brake ist ihrem Herrn entflohen und findet nie mehr aus dem Walde zurück, zeige mir deine Liebe, fange sie und bringe mir das Halsband, das sie trug. Er machte sich sogleich auf, nahm sein Pferd und ritt gerüstet hinweg. Ich will nicht eher wiederkommen, rief er, als bis ich dies seltsame Wild erjagt habe. Drei Tage vergingen, und er kam nicht zurück. Da ließen mir Angst und Ungeduld keine Ruhe, und ich machte mich auch auf und schalt und strafte mich. Ich weiß nicht, was mich führte, aber ich ritt geradewegs hierher, und als ich ankam, fand ich einen wütenden Kampf, und ehe ich noch nahe war, taumelte mein Freund von dem Speer des Feindes getroffen aus dem Sattel. Als ich ihn aufhob, starb er, gestern gegen Abend. Nun rufe ich den Tod, aber er verschmäht mich. Herr, rächt mich, wenn Ihr meinem Feinde begegnet."

Parzival, der inzwischen den Toten betrachtete, sah, daß er und auch die Frau auf ihrem Gewande als Zeichen die Taube trugen wie alle Ritter und Frauen, die er im Schlosse gesehen hatte. „Also gehört auch diese," dachte er, „zu der seltsamen Gesellschaft, und ich werde von ihr erfahren, wie es um die unfreundlichen Sitten jener Burg steht." „Herrin," sprach er, „wo ist die Burg, von der Ihr sagt, daß sie allein hier in endlosen Wäldern steht? Wie finde ich hin?" — „Herr, nie findet Ihr hin, wenn Euch Gott nicht führt. Ich will Euch sagen, welcher Burg Ihr nahe seid; aber erreichen werdet Ihr sie nicht. Dies ist der Wald von Montsalvasch, tief in ihm versunken steht auf dem Berge die Burg, in der der Gral von edler Ritterschaft bewahrt wird. Auch mein Freund war ein Gralritter." „Was ist das, der Gral?" fragte Parzival. Da sah ihn die Frau erstaunt an: „Ihr seid der erste Ritter, den ich sehe, der nicht weiß, was der Gral ist, der Gral, die Vollkommenheit aller Ritterschaft, dem alle Ritter dienen wollen." „Nein," sprach Parzival, „davon vernahm ich nie." „Der Gral, Herr, ist eine Schale von einem hellen Edelsteine, der sonst nirgends auf Erden ist. Gott selbst hat ihn gemacht, als er noch unter den Menschen ging. Mit seinen Jüngern und Freunden aß er aus dieser Schale bei seinem letzten Abendmahl. Danach, als Gott von ihnen genommen war, hat er den Gral bei ihnen gelassen als ein sichtbares Zeichen seiner Güte. In das Land, wo Gott vor Zeiten lebte, kamen hernach die Ungläubigen, da flüchteten die Bewahrer des Grals zu Schiffe hier in diese Wildnis, sie sammelten Ritter um sich, die den Gral beschützen sollten, und setzten an ihre Spitze einen König, der über alle Welt regiert, damit Recht und Gerechtigkeit auf Erden Macht und Hilfe haben.

Nur wenige sind zum Gral berufen, und ihr König sendet sie aus, allenthalben, daß sie den Unterdrückten Freiheit, den Verfolgten Frieden, allen Geplagten Hilfe bringen. Der Gral gibt ihnen Kraft und Sieg. Sein heiliger Glanz ist auf allen Wegen mit ihnen. Wer den Gral mit gläubigen Augen ansieht, wird schön und königlich von Angesicht, sein Herz ist edel und lauter. Wer den Gral sehen darf, entgeht lange dem Tode. — So war es seit undenklichen Zeiten bis auf den Tag, wo Ungerechtigkeit alle Macht des Grales zerstört hat."

„Wie geschah das, Herrin? Wer konnte ihm ein Leid antun?" — „Niemand als der König, der ihn bewahrte, selbst. Anfortas erbte das Gralkönigtum von seinem Vater Titurel. Anfortas war noch jung, als er das Königtum empfing, aber edel und kühn war er und würdig, Gralkönig zu sein, bis zu dem Tage, wo ihn die Liebe zu der Herzogin Orgeluse ganz bezwang." — „Darf denn ein Gralritter nicht lieben, Herrin?" — „Doch, Herr, ohne Liebe ist kein Leben vollkommen; aber sie lieben mit einer tiefen, heiligen Liebe, die all ihr Tun und Denken durchdringt, ohne sie sinnlos zu berauschen. Nur mit dem Tode findet ihre Liebe ein Ende. Aber Anfortas war von Wollust sinnlos. Lüstern und eitel wurde er durch eine unwürdige Frau. All seinen Wert warf er fort um ihretwillen, die nicht viel wert war, aber sehr schön. Er vernachlässigte alles um ihretwillen, und mit ihm wurden auch die Gralritter lässig und fielen in Wohlleben, Trägheit und Wollust, die immer nahe zusammen sind. Zuletzt kam das Verderben. Anfortas fand in Orgelusens Armen einen Nebenbuhler und erstach ihn auf der Stelle mit einem Speer, der da stand. Zur Gerechtigkeit war er eingesetzt und beging selbst die ärgste Tat, ohne Sinn, verblendet von entzündetem

Blute. Von der Zeit an ist die Macht des Grals gebrochen. Mein Freund wäre nicht tot, wenn der Gral noch Gewalt hätte, aber er hilft seinen Rittern nicht mehr. Noch leuchtet die Schale wohl, aber ohne Kraft. Montsalvasch ist ein Haus der Trauer geworden. Sie können sich selbst nicht helfen, die einst so vielen anderen geholfen haben."

Parzival erkannte nun und verstand alles, was er gesehen hatte. „Gibt es keine Rettung mehr, Herrin?" — „Ein Trost ist nahe, aber der hilft mir nun nicht mehr. Dem Gral aber soll bald Erlösung werden. Eine seltsame Botschaft ward den Gralrittern schon vor langer Zeit. Nicht eher soll die Macht des Grals erneut werden, als bis ein Kind und ein Held, ein Ritter und ein Tor Gralkönig geworden ist. — Viele Jahre sind vergangen. Anfortas ist alt, matt und grau geworden. Aber jetzt wissen wir, daß das Heil nahe ist. Schon glänzt der Gral heller mit jedem Tag. Schon glühte in Flammenschrift auf seinem Rand der Name und das Geschlecht des Retters. Ich selber kenne ihn wohl und bin ihm nahe verwandt. Gralboten warten auf ihn und begleiten ihn auf seinem Weg, aber er weiß es nicht." — „Warum," sprach Parzival, „weisen und führen sie ihn nicht?" — „Nein, Herr, so will es die Botschaft. Unbewußt muß er die Burg finden, unbewußt die Gralkrone ergreifen. Wer den Gral sucht, findet ihn nie. Er aber soll ihn ungesucht finden, ohne daß er von ihm weiß. Und doch darf niemand ihm vom Gral sagen, wenn er nicht selbst nach ihm fragt. Geht er ohne Frage hinweg, so bleibt ihm der Gral ewig verloren." — „Ewig verloren?" sprach Parzival. „Warum ewig verloren?" — „Weil nur der helfen kann, der heiliger Güte voll ist, der den Leidenden gerne hilft und sie tröstet. Aber das müßte ein Herz von

Stein sein, das bei dem Jammer des Königs und der Ritter ungerührt bliebe." — „Was ist es denn so Herrliches, Herrin, Gralkönig und Gralritter zu sein?" — „Wie fragt Ihr töricht! Wer dem Gral dient, der dient Gott. Gott spricht mit ihm und gibt seiner Seele Klarheit und Frieden. Stets ist er zu allem Guten bereit; das Böse besiegt er und übt Gerechtigkeit." „Sie dienen Gott, Herrin? Wie die Priester?" — „Nein, nicht mit Worten; mit ihrem ganzen Leben und allen ihren Sinnen und Gedanken. Herr, kenntet Ihr Montsalvasch und die Herrlichkeit des Grals, die Seligkeit, die er gibt, Ihr würdet nicht fragen: Was ist es, Gralkönig zu sein? Ihr wäret zufrieden, sein unterster Diener zu bleiben. Aber nichts kann Euch dahin helfen, als wenn Gott Euch berufen hat von Geburt an und früher." — „Ja," sprach Parzival, in Gedanken an alles, was er gesehen und gehört hatte, versunken, „herrlich ist dies Schloß und alles in ihm. Nun begreife ich, warum sie so traurig sind, da ihre Seligkeit verdunkelt ist. Nur die schöne Frau lächelte, die die helle Schale trug." „Wie, Herr? Wovon sprecht Ihr? Wart Ihr im Schlosse?" — „Ja, Herrin, und ich sah da manch Wunder, das mich erstaunte. Erklärt mir das." Da stand die Frau auf und trat ihm ganz nahe. „Herr, Ihr wart im Schlosse? Fragtet Ihr?" — „Nein, Herrin, ich war selbst verstört. Ihr Leidtragen ärgerte mich, und den Aufdringlichen hat niemand gern."

Die Frau hatte sich ganz zu ihm hingebeugt und sah ihm ins Gesicht. Dann schlug sie die Hände vor die Augen und sank neben ihrem Freunde weinend nieder: „Nun ist auch des Grales Heil verspielt. Nun weiß ich auch, wer du bist, und sehe, daß du Fluch über dich und dein ganzes Geschlecht gebracht hast! Als du noch ein kleines Kind warst, kannte ich

dich schon. Ich bin Sigune, deiner Mutter Herzeleide nahe verwandt. An ihrem Hofe in Kanvoleis lebte ich lange bei ihr, und sah alles Leid, das sie von deinem Vater Gamuret von Anjou erlebte, bis er tot war. Dann ging sie in die Einsamkeit und ich kam zu meinem Freunde nach Montsalvasch. Wie frohlockte ich, als der Gral deinen Namen nannte." — „Wenn Ihr ihn wißt, so sagt ihn endlich!" — „Du bist Parzival. Einst mir so lieb, nun so verhaßt. Fort, verlaß mich, und bleibe meinem Freunde nicht nahe. Was kümmert dich fremdes Elend, da du doch kein Mitleid kennst. In allem bist du wie dein Vater." — Da sprach Parzival zornig: „Warum taten die Ritter in der Burg ihren Mund nicht auf und berieten mich?" „Ja," sprach sie, „das ist das Rechte. Wem man zum Guten rät, der tut es gerne, wenn er seinen Vorteil dabei sieht. Das ist nichts Sonderliches. Das tun viele andere auch und man brauchte nicht auf dich zu warten. Aber nun zieh weiter. Nirgends sollst du Frieden finden." — Parzival stand noch eine lange Weile und sann allem nach, was ihm nun widerfahren war, und die Gestalt seines Vaters und seiner Mutter tauchten fern vor ihm auf. „Mein Vater, sagtet Ihr, brachte meiner Mutter viel Herzeleid. Wie geschah das?" — „Nein," sprach sie, „ich will mit dir nicht länger reden. Er war ein Abenteurer, der nur an sich dachte, wie du. In allem bist du ihm gleich. Möchtest du auch sein Ende finden."

Da schwang er sich auf sein Pferd und ritt langsam hinweg, und bedachte alles, was sie ihm gesagt hatte. Leise und zärtlich sprach er den Namen seines Vaters und seiner Mutter aus: „Herzeleide hieß meine Mutter, Gamuret war mein Vater. Er brachte meiner Mutter viel Schmerz. Wer weiß

denn, was ihn trieb und plagte? Ich will nun wieder zu meiner Mutter und nicht mehr Träumen nachlaufen." — Das Haus, in dem er ein Kind gewesen war, stieg vor Parzivals Blicken auf, und alles, Obstgärten, Felder und Wälder, darin er gespielt hatte, stand licht und greifbar vor seinen Augen. Aller Friede, alles Glück der Jugend überwältigte ihn, und er streckte die Arme sehnsüchtig danach aus. „Das alles will ich wiedergewinnen," rief er, und Tränen verhüllten seinen Blick.

So verzagte Parzival an sich und seinem Schicksal und wandte die Arme nach fernem Frieden und einstigem Glück, das er schon lange verloren hatte.

Parzival und die Tafelrunde

Es war schon spät im Herbst, in der Zeit, wo das Wild in den Wäldern am besten ist, als König Artur und alle, die an seinem Hofe waren, Ritter und Frauen, in den Wald Broceliande auf die Jagd zogen. Alle Herren der Tafelrunde waren um den König versammelt, der wilde Segramors, Lanzelot, der schöne Freund der Königin Ginevra, ferner Iwein, der finstere Keie und vor allem Gawan, der so jung, schön und stolz war, daß ihn alle liebten, die ihn je gesehen haben.

„König Arturs Tafelrunde ist die Krone weltlicher Ritterschaft, aber Gawan ist die glänzende Krone der Tafelrunde." So rühmten alle Sänger. Von den Taten der Helden, die um König Artur waren, wissen viele Lieder, aber von Gawan erzählen sie lieber als von allen anderen. Seine Name schon machte alle hell und fröhlich. Gawan wußte alle Kunst der Waffen, er sang Lieder und spielte auf der Laute. Keiner wahrte

die edelste Sitte so wie er. Darum liebten ihn alle Frauen und wollten ihn in ihren Armen halten. Gawan sah niemand gerne traurig, und tröstete alle verliebten Mädchen. Aber er war gewandt und ließ sich von keiner festhalten. Er küßte, welche er wollte, und wenn er die Schönste um die Schönere verließ, bewahrte sie ihm dennoch ein treues Gedenken in allem Zorn.

Als die Knechte mit den Wagen und den Zelten für das Jagdlager schon lange hinweg waren, versammelten sich die Ritter und Frauen auf ihren Pferden im Burghof. Kingrun, den Parzival in den Dienst Kunewares von Laland gestellt hatte, war auch mit und hielt dicht an der Seite seiner Herrin, die sich ihm ganz zu eigen gegeben hatte. „Wollte nur der rote Ritter kommen," sprach sie oft zu ihm, „ich wollte ihm von Herzen danken, daß er dich zu mir gesandt hat. Danach wollen wir hinwegziehen in dein Königreich." Als der bunte Zug sich geordnet hatte, stieg auch König Artur in den Sattel und rief: „Ihr Herren, eine fröhliche Jagd! Aber nicht auf Wild allein. Ihr wißt, daß wir weit das Land durchstreifen wollen, bis wir den Ritter gefunden haben, der uns so viel Leid gebracht und von dessen Taten doch so bewundernswerte Kunde zu uns gekommen ist. Wenn wir ihn finden, wollen wir Rache nehmen für Ither oder ihn selbst an Ithers Statt für uns gewinnen. Niemand soll sagen, daß irgendwo in der Christenheit ein Ritter lebt, der mächtiger ist, als die Herren der Tafelrunde. Wer aber von euch allen den roten Ritter findet, soll sich nicht eher mit ihm einlassen, als bis ich ihm zustimmte, damit wir vor Unglück bewahrt bleiben." Alle lobten die Worte des Königs und versprachen, danach zu handeln. Dann bliesen die Jäger auf ihren Hörnern den Ab-

schied und manches andere fröhliche Jagdlied, und lachend und fröhlich zogen alle dem Walde zu.

Viele Tage vergingen und immer weiter zog sich die Jagd in das Land hinein. Nach einigen Wochen waren sie bis an den Fluß Plimizöl gekommen und schlugen da ein Lager auf, da sie nicht weiter nach Süden gehen wollten; denn die Ritter der Tafelrunde hatten mit den Gralrittern einen Vertrag geschlossen, daß hier die Grenze ihrer Gebiete sein sollte. Niemand durfte ungestraft in die Wälder des anderen eindringen.

An einem Abend, als die Ritter eben von der Jagd nach dem Lager zurückkamen und die Frauen vor den Zelten warteten oder ihren Freunden, denen die mit Wild beladenen Jäger folgten, entgegengingen, als zwischen den bunten Zelten von Seide alles Leben, Freude und Lachen war, kam von der anderen Seite des Flusses her ein Ritter mit gerecktem Speer und geschlossenem Visier. Er sprengte durch das Wasser, und als er nahe an die Zelte kam, fragte er einen Knappen: „Wer ist der Herr dieses Jagdzuges?" Als er hörte: „König Artur," sprang er vom Pferd, öffnete den Helm und ging nach dem Zelte, wo Ritter und Frauen sich voll Erwartung um den König drängten. Kuneware von Laland war auch da, und als sie den Fremden sah, rief sie laut: „Mein Bruder Orilus!" und stürzte ihm entgegen. Da jubelten alle, daß der kühne Ritter, dessen Ruhm ihnen wohl bekannt war, sich zu ihnen gefunden hatte. König Artur führte den Helden sogleich in sein Zelt.

„Aber," fragte er und blieb stehen, „wo ist Jeschute, Eure Gemahlin, die immer mit Euch war?" Orilus verfinsterte sich: „Fragt nicht, Herr! Ich tat ihr, wie sie verdiente." Er erzählte laut, warum er sie verstoßen hatte. Als er aber von

dem Narren sprach, von dem Jeschute ihm gesagt hatte, riefen alle, die da zuhörten: „Den Narren kennen wir wohl. Auch uns hat er viel Leid gebracht. Soeben sind wir dabei, ihn zu suchen. Möchte er doch in unsre Wege laufen.“ Sie erzählten Orilus alles, was sie von Parzival gehört und gesehen hatten.

Jeschute, die ihrem zornigen Geliebten immer von ferne folgte, kam gleichfalls an den Lagerplatz. Da ihr Pferd aber ganz verwildert und ungepflegt war, und sie selbst nur ein zerrissenes und unwürdiges Gewand trug, weil niemand sich ihrer erbarmte, so wartete sie bis es Nacht wurde, und kam dann in das Lager und fragte nach den Zelten der Frauen. Als man sie zu der Königin brachte, fiel sie ihr zu Füßen und flehte um ihre Hilfe. „Freundin,“ sprach Ginevra und hob sie auf, „wir alle haben viel von der Torheit und Grausamkeit der Männer zu leiden. Wie sollten wir einander nicht beistehen. Bleibt bei mir, ich will sehen, was sich hier für Euch tun läßt.“ — Alle gingen in ihre Zelte und die Nacht stieg über den Wald.

An diesem Tage war einem Knappen ein Falke entflohen und nicht wieder aus dem Walde zurückgekehrt. Als es nun Nacht wurde, schalt der Herr, dem der Falke gehörte, den Knappen, zauste ihn und befahl ihm: „Sobald es Tag wird, mache dich auf und komme nicht eher wieder, als bis du mir das Tier bringst. Kein Falke wußte so gut die Reiher und wilden Gänse zu schlagen.“ Der Falke blieb die Nacht im Walde auf einem Baum, nahe an den Stamm gedrückt, denn es wurde eine kalte Nacht. Der Winter kam plötzlich verfrüht vom Gebirge her, und am Morgen lag eine feine, weiße Schneedecke über dem ganzen Wald, den Wegen und

Waldwiesen. Nahe bei dem Falken übernachtete ein Schwarm wilder Gänse, die erhoben sich am Morgen und flogen auf, laut rufend nach ihrer Art. Da stürzte der Falke unter sie und ergriff eine Gans, aber sie entkam ihm, obgleich er sie verwundet hatte, und verbarg sich in den dichten Zweigen eines Baumes, indes der Falke zornig die fliehende Schar verfolgte. Das Blut der verwundeten Gans tropfte vom Baum auf den Boden und färbte den Schnee dicht am Wege rot. Wie der Falke, verlassen und der Kälte ausgesetzt, hatte auch Parzival die Nacht in diesem Walde zugebracht. Ohne zu ruhen, ritt er verfinstert durch den kalten, grauen Morgen. Da, bei einer Wendung des Weges, sah er die blutigen Tropfen auf dem frischen Schnee und hielt gebannt stille und starrte sie an. Ein seltsamer Zauber täuschte ihn. Alle Liebenden sind wehrlos gegen ihn: Überall sehen sie das Bild ihrer Geliebten. Parzival hatte in dieser Zeit, seit er Montsalvasch verlassen, Kondwiramur ganz aus seinen Gedanken verdrängt. Alles, was er erlebt und von Sigune erfahren hatte, umhüllte ihm das Bildnis der Geliebten, das aber dennoch unvergänglich in seinem Herzen war. Jetzt, als er das farbige Blut und den Schnee so nebeneinander sah, stand die Königin plötzlich leibhaftig vor ihm: „Weiß und zart ist die Haut meiner Geliebten und rot ist ihr Mund. Rote Glut ist auf ihren Wangen." Ihre Lieblichkeit überfiel sein trauriges Herz und alle Sehnsucht, die nur einen Liebenden verwirren kann, ergriff ihn. Er hielt sein Pferd an und blieb wie erstarrt, den Blick auf die blutigen Tropfen gerichtet, die ihm schöner als Rosen schienen. Immer tiefer verlor er sich in Träumen voll Liebe und Qual. Wie ein Wald von Rosen und Dornen umstrickten ihn die Gedanken an Kondwiramur.

Früh, als der Tag hell wurde und der Falke nicht zurückgekommen war, machte sich der Knappe vom Lager auf, um das Tier zu suchen. Als er zwischen den Bäumen hin und her lief und lockend pfiff, sah er plötzlich nahe auf der Lichtung den fremden Ritter und erkannte, daß er Ithers rote Rüstung trug. Da ließ er den Falken und rannte in das Lager zu seinem Herrn: „Herr, der rote Ritter hält nicht fern von hier im Walde. Mit geschlossenem Helm und gerecktem Speer wartet er auf unseren Angriff." Der Ritter stand sogleich auf und rief laut durch das Lager, wo alle noch in ihren Zelten lagen. Der erste, der ihn vernahm, war Orilus von Laland. Er wappnete sich hastig und stürmte in das Zelt zu König Artur. Der König und die Königin schliefen da beieinander. Aber Orilus kam aufgeregt herein und riß ihnen hastig die Decke vom Bett. „Herr," schrie er, „niemand anderem dürft Ihr erlauben, diesen Ritter zu bestehen, ehe nicht ich ihm sein Teil gegeben habe. Mich hat er vor allen gekränkt." König Artur und die Königin lachten laut über sein Ungestüm. „Welchen Ritter meint Ihr eigentlich, Herr?" — „Wen anders als den roten Ritter, der das Lager überfällt, indes Ihr alle schlaft. Nur ich bin auf und wache." Er wandte sich an die Königin: „Herrin, Ihr seid mir verwandt. Helft mir den König bitten, daß er mir den Kampf läßt und keinem anderen." — „Ja, Herr," sprach Ginevra, „wenn Ihr mir eins schwören wollt. Ob Ihr siegt oder besiegt werdet: nach dem Kampf nehmt Ihr Jeschute, Eure Gemahlin, wieder zu Euch. Sie hat Eure Grausamkeit durch nichts verdient." — „Nachher will ich tun was Ihr wollt," rief Orilus, „Ihr mögt dann zwischen uns entscheiden. Zuerst aber will ich ihren Liebhaber so zerschlagen, daß sie keine Freude mehr an ihm haben soll."

Da bat Ginevra für Drilus, und der König gab ihm Urlaub. Sogleich lief der Herzog hinaus, schrie nach seinem Pferde, schalt und tobte und jagte, da er sein Schwert nicht sogleich fand, nur mit Schild und Speer gerüstet, allen voran nach dem Walde. „So nahe," dachte er, „will ich ihn nicht herankommen lassen, daß ich mein gutes Schwert besudeln müßte." Schon von ferne schrie er den wartenden Ritter wütend an. Aber Parzival hielt noch, starr wie ein Bild, im Bann seiner Träume, und sah nichts, was um ihn her vorging. So verzaubert war er, daß er auch dann wie taub blieb, als Drilus ganz an ihn heranritt und ihn tobend anfuhr. Ruhig und unbewegt blickten seine Augen auf die Blutstropfen und tief nach innen, und sein Mund lächelte wie in einem schönen Traum. „Herr," rief Drilus, „nicht lange mehr sollt Ihr lachen. Euer Leben oder das meine muß hier verloren sein." Parzival hörte nicht und antwortete nicht. „Warum tut Ihr den Mund nicht auf? Seid Ihr toll, daß Ihr solche Grimassen zieht?" rief Drilus. Wütend drängte er sein Pferd an das Parzivals, so daß es mit seinem Herrn eine Wendung machte und Parzival die blutigen Tropfen aus den Augen verlor. Sogleich blickte er auf und sah den Ritter, der ihn bedrohte. Drilus nahm unterdessen mit seinem Pferde einen wütenden Anlauf und sprengte gegen Parzival heran. Der senkte zornig und schnell seinen Speer und stieß ihn fest dem heranjagenden Feinde entgegen, durchbohrte ihm den Schild und riß ihn mit Gewalt aus dem Sattel, so daß er sich hart auf den Boden setzte. Als das Pferd des Drilus so seinen Reiter verlor, stürmte es erschreckt davon und lief nach dem Lager zurück. Parzival sah seinen Feind, der so plötzlich, fast erstaunt, auf der Straße saß und lieber

tot gewesen wäre, nicht an, sondern wandte sein Pferd zurück, bis er die Blutspur wieder fand. Dann versank er willig in die gleiche Verzauberung.

Als Orilus das Lager verlassen hatte, folgten ihm viele Ritter und sahen nun von ferne, wie ihm geschah. Einige lachten laut. Orilus hörte es, sprang wütend auf und stürzte ihnen scheltend entgegen: „Jeden, der töricht genug ist, über mein Unglück und einen Zufall zu lachen, will ich auf Tod und Leben bekämpfen. Dieser rote Ritter ist der Teufel selbst oder er ist doch mit ihm im Bunde. Ich hätte ihn dennoch besiegen wollen, wenn nicht das Glück gerade heute gegen mich wäre. Speerkampf ist wie ein Würfelspiel, das weiß jeder Ritter. Wir alle werfen einmal wenig Augen, wenn der Zufall will. Freilich ist es leichter zu gaffen und zu lachen. Warum war denn niemand unter den Herren der Tafelrunde, der wagte, was ich gewagt habe? Euch hat er doch mehr gekränkt als mich. Mir hat er keinen Freund erschlagen!" „Ja," sprach da Herr Keie, „es wäre eine ewige Schmach, wollten wir ihn dafür ungestraft lassen." Er spornte sein Pferd und ritt zu Parzival, und als Parzival auch ihn nicht beachtete und auf sein Rufen nicht hörte, schlug er ihn zuletzt wütend mit dem Speer auf den Helm. „Wacht auf! sonst will ich Euch wie einen Hund am Seil zu König Artur führen. Lieber wäre es mir, wenn ich Euch vorher alle Knochen im Leibe zerschlagen dürfte."

Er griff Parzivals Pferd in den Zaum und riß es an sich, so daß der Träumende wieder das Blut und das Bild der Königin verlor und aufwachte. Da nahm Keie einen Anlauf und jagte gegen ihn heran. So stießen die beiden gewaltig aufeinander. Keie durchbohrte Parzivals Schild, aber Parzival

stieß seinen Gegner mit solcher Wucht, daß Keie mit seinem Pferd stürzte. Das Tier schlug mit seinem Kopf gegen einen Baum und war tot. Keie zerbrach bei dem Sturz Arm und Bein, so gewaltig wurde er auf den Boden geschleudert. Parzivals Speer war zersplittert, aber er sah es nicht. Mit dem zerbrochenen Schaft im Arm wandte er sogleich wieder um, bis er das Blut fand, das ihn mit so bittersüßen Gedanken berauschte.

Als die Ritter König Arturs sahen, wie Keie am Boden liegen blieb, kamen sie heran und hoben ihn auf. Keie litt jämmerliche Schmerzen, und seine Freunde trugen ihn behutsam auf ihren Speeren nach dem Lager hinweg. Unterwegs begegnete ihnen auch Herr Gawan, der sehen wollte, was es im Walde gegeben hatte. Als Gawan Keie so zerschlagen sah, bedauerte er ihn. „Ach was," rief Keie, „jammert nicht um mich. Ich bin doch kein Weib. Wäre Euch geschehen wie mir, ich wollte besseren Trost finden. Aber Ihr, Gott weiß es, seid zu vornehm geworden und die Weiber haben Euch verdorben. Hütet Euch ja, den roten Ritter anzugreifen, er faßt nicht sanft zu und es könnte Eurem schönen Gesicht und Euren glatten Gliedern übel gehn." So hetzte er Gawan, der nun auch eilig auf Parzival zuritt. Als er näher kam und das seltsame Wesen des Ritters sah, wie er so ganz alle Welt vergessen hatte und auf den Boden stierte, wunderte er sich und dachte: „Ohne Zweifel hat ihn irgend jemand verzaubert." Er spähte auch dorthin, wo Parzival hinsah, und fand das Blut. Da stieg er ab und warf eine Hand voll Schnee über die Spur, so daß sie ganz bedeckt war.

Parzival seufzte tief auf und sprach: „Wer hat mir die genommen, die mir das Liebste auf Erden ist? So nah war

sie mir, nun so ferne." Er sah auf und erwachte, und als er Gawan in der Rüstung erblickte, wollte er ihn angreifen, aber sein Speer war zersplittert. „Wer hat mir das getan," rief er, „meinen Speer zerschlagen?" „Herr," sprach Gawan, „Ihr habt wohl im Schlafe zwei Ritter in den Schnee gesetzt?" — „Welche Ritter, Herr?" — „Herrn Orilus von Laland und Herrn Keie. Den Seneschall habt Ihr arg zugerichtet. Aber nun laßt uns Frieden machen. Ich habe keine Lust, mit Euch zu streiten, denn ich sehe wohl, wieviel Ihr wert seid. Kommt, König Artur hat nahe im Walde sein Jagdlager. Ritter der Tafelrunde und mancher andere und viele schöne Frauen sind bei ihm. Kommt auch dorthin. Der König wird Euch gerne sehen und wir wollen Freunde werden." Parzival sprach: „Wer seid Ihr?" „Ich bin Gawan. Wer von der Tafelrunde hörte, kennt auch meinen Namen." — „Ja, Herr, ich hörte bei meinem Lehrmeister viel Gutes von Euren Taten und Eurer Freundlichkeit. Ich will mich gerne Eurem Geleite vertrauen."

Parzival nahm seinen Helm ab und hing ihn an den Knauf seines Sattels, dann ritten die beiden Helden miteinander nach dem Lager. Wer sie sah, bewunderte sie, denn sie waren, jeder in seiner Art, ganz vollkommen. Beide waren noch jung und fast bartlos, aber beide kräftig und edel an Angesicht und Gliedern. Sie waren wie zwei Söhne eines Vaters, nur nicht von einer Mutter. Gawan war hell, laut und fröhlich, Parzival ernst und still.

Vor dem Lager kamen den beiden alle Ritter und Frauen entgegen. Gawan führte Parzival zu dem König und der Königin. Die empfingen ihn freundlich und Artur beschloß sogleich, ihn auch zu einem Ritter der Tafelrunde zu machen.

„Wenn Ihr mein Freund sein wollt," sprach er, „so ist es gut. Wenn Ihr nicht wollt, so müssen wir miteinander kämpfen, solange Ihr lebt, und wenn es unser aller Tod wäre." — „Herr, das sei ferne von mir, daß ich so edle Freundschaft verschmähen sollte." — So wurde Parzival ein Ritter der Tafelrunde, und König Artur gab, ihn zu ehren, ein großes Fest in einem weiten, bunten Zelte. In der Mitte des Zeltes saßen um einen runden Tisch, darüber eine edle Decke gebreitet lag, die Ritter der Tafelrunde. Parzival saß an Ithers Statt. Herr Keie war nicht da, weil er verwundet in seinem Zelte lag. Orilus saß an Keies Stelle; er hatte sich ganz beruhigt und begrüßte Parzival freundlich. Auch seine Frau Jeschute war in dem Zelt und saß nahe bei der Königin. Sie trug wieder kostbare Kleider und hatte alles Leid vergessen, seit Orilus wieder freundlich zu ihr war.

Es war viel Freude und froher Lärm in dem Zelt; alle aßen und tranken und plauderten und lachten miteinander. Kuneware von Laland kam mit Kingrun zu Parzival und ergriff seine Hand: „Herr, ich danke Euch, daß Ihr mir diesen Gefangenen gesandt habt. Ich will ihn nun nie mehr frei lassen." „Ja, Herr," sprach Kingrun, „Belrapeire habe ich nun ganz vergessen. Aber warum seid Ihr nicht dort geblieben? Man sagte mir, Ihr wolltet Kondwiramur freien." Parzival sah den Frager zornig an, dann aber bezwang er sich: „Freut Euch, daß es Euch gut geht", sagte er und wandte sich ab. Als schon der Mittag überschritten war, wurde die Freude der Feiernden immer ausgelassener und lauter. Gesang und Tanz wechselten miteinander ab, und alle Verliebten saßen nahe zusammen und hielten sich bei den Händen gefaßt. Die Augen der schönen Frauen leuchteten von Liebe und Wein

und versprachen gute Stunden. Manche sah da verstohlen nach Parzival.

Als die Lust am höchsten und wildesten war, wurde plötzlich der Vorhang des Zeltes weit aufgerissen, daß ein Windstoß durch den ganzen Raum fuhr, und eine seltsame Erscheinung bedrohte die Fröhlichen. Das Lachen der Frauen verwandelte sich in Entsetzen und die Männer sprangen auf und griffen nach den Schwertern. Auf einem fahlen, dürren Maultier saß ein altes Weib, von unsagbarer, grauenhafter Häßlichkeit, das hielt den Vorhang mit den Händen geöffnet und sah zornig in das fröhliche Zelt, mit Blicken, die alle Freude niederschlugen. „Es ist Kundrie, die Gralsbotin", rief König Artur und verneigte sich, und alle, die um ihn standen mit ihm. „Ja, König," sprach das Weib, „Kundrie hat vom Gral eine Botschaft an dich und die Tafelrunde. Aber ich sehe, daß ich schon zu spät komme. Eure Ehre und euer Ruhm sind schon besudelt. Kein Sänger wird mehr die Tafelrunde feiern, seit sich die Falschheit mit ihr gepaart hat." — „Von wem redest du?" rief Gawan. „Hüte deine Zunge! Wir verehren den Gral, aber auch wir sind etwas wert. Wir haben unser Glück nicht selbst mit Füßen getreten." — „Aber ihr sitzt bei einem Menschen, der aller Ritterschaft eine Schande ist. Ein wildes Tier ist er; er bringt mehr Leid auf seinem Wege als ein Wolf. Verflucht ist er vom Gral! Verflucht, wer mit ihm haust und wer ihm Freundschaft hält." — „Von wem redest du?" — „Von dem, den ihr den roten Ritter nennt, von Parzival, dem Sohn Gamurets von Anjou, der seines Vaters und seiner Mutter Herzeleide nicht wert ist. Ihr sitzt und eßt und trinkt mit ihm, obgleich er euren besten Freund erschlug. Ist niemand unter euch, der bis heute Ithers

Gedächtnis bewahrt hat? Einst war er euch allen lieb, bis dieser ihn ohne Grund umbrachte, obgleich er ihm verwandt war. Es war nicht seine erste und größte Tat. Seine Mutter hat er verlassen. Sie starb davon."

Parzival sprang von seinem Sitz auf und ging zu dem Weibe hin: „Schwöre! Redest du die Wahrheit?" — „Ja, Wahrheit! Höre, ob ich dich kenne. Wie ein Basilisk, der Gift speit, ziehst du durch das Land. Jeschute litt um deinetwillen, Ither erschlugst du. Gurnemanz und sein Kind, die nichts als Gutes an dir taten, verrietest du mit falschen Eiden. Ihr Leben und ihre Freude sind zerbrochen. Auch Kondwiramur, die Königin, hast du mit deinem glatten Gesicht, das verflucht sei, besiegt. Nun ist sie die elendeste der Frauen. Ich bin häßlich, alles flieht vor mir, aber mit dir wollte ich nicht tauschen. Dein Herz ist schwarz wie meine Haut und widerwärtig wie mein Gesicht. Von Stein ist dein Herz. Alles Elend, das Anfortas und die Gralritter dulden, ging vor deinen Augen vorüber, aber es bewegte dich nicht einmal zu einem Worte. Uns alle verdammtest du zu neuem Leid. Aber auch du sollst hinfort nicht mehr viel Freude haben. Verflucht sind alle, die hinfort noch in deiner Nähe bleiben. Gott selbst verdammt dich und alles was du tust."

„Gott?" rief Parzival, der bis dahin nur an seine Mutter dachte und auf Kundries Worte kaum gehört hatte, „Gott? Wer ist das und wer gibt ihm ein Recht, mich zu verfluchen? Alles spricht von Gott, als kennte man ihn, als wäret Ihr alle ihm vertraut. Ich aber suchte Gott und fand ihn nirgend. Warum verbirgt er sich vor mir? Er allein hat alle Schuld auf mich geladen! Um seinetwillen habe ich meine Mutter verlassen. Er hat sie umgebracht. Um seinetwillen erschlug

ich Ither, damit ich ein Ritter wäre und würdig für Gottes Dienst. Liasse verließ ich und Kondwiramur, die mir lieber ist als mein Leben, alles um seinetwillen. Warum ließ er es geschehen und half dem Toren nicht, den er jetzt verflucht? Ich verachte seinen Fluch und alles was er tut. Allen Dienst sage ich ihm auf und will gegen ihn stehen und sehen, ob ich nicht besser meine eigenen Wege finde. Nun will ich ihm zum Trotz den Gral erwerben. Niemand soll mich aufhalten. Auch Gott nicht. Wenn er mir flucht, so fluche ich ihm. So steht eine Rede offen gegen die andere."

Mit einem Schrei antwortete Kundrie auf diese Lästerung und floh eilend. Da erwachten alle wie aus einem Bann. Viele Frauen weinten, und die Männer waren verstört und führten die Frauen hinweg. Alle verließen ohne Abschied das Zelt. Zuletzt blieben Gawan und Parzival allein zurück. Parzival hatte alle Gedanken in sich gekehrt und starrte still und finster auf den Boden. Gawan trat zu ihm. „Herr," sprach Parzival, „wer ist diese Frau?" Gawan antwortete: „Man nennt sie Kundrie, die Zauberin. Sie bringt die Botschaft des Grals. Niemand reist so schnell wie sie auf ihrem gespenstischen Tier. Aus dem Morgenland ist sie einst in des Grales Dienst gekommen. Niemand weiß, wie lange das her ist, aber sie bleibt immer, wie sie war, häßlich und wild. Allen graut vor ihr. Manche glauben, daß sie selbst eine Göttin unter den Heiden war. Das arge Gerücht! Der böse Ruf! Auf ihrem dürren Tier fliegt sie durch die Länder. Bald ist sie hier, bald dort, und obgleich sie dem Guten dient, stiftet sie viel Unheil." Parzival seufzte schwer. Er sah noch immer nur eins: daß seine Mutter Herzeleide um ihn gestorben war. „Ja," dachte er, „ich bin wohl verdammenswert, aber in

alle Schuld bin ich unwissend gefallen. Jetzt will ich mit Willen und Wissen alles wieder gut machen, was gut zu machen ist, und wieder erwerben, was ich verloren habe. Wenn ich den Gral gewinne, darf ich auch Kondwiramur wiederfinden. Jetzt würde sie mich verlachen und wie einen Bettler aus dem Hause jagen."

Er ging an Gawan vorbei hinaus. — „Freund, wohin wollt Ihr?" — „Noch heute abend muß ich hinweg. Ich will nun den Gral finden und wenn es mein Leben kostet." — „Freund, wißt Ihr nicht, daß niemand den Gral findet, dem Gott nicht hilft?" — „Was ein Mann will, daran kann ihn auch Gott nicht hindern." — „Freund," sprach Gawan und ergriff Parzivals Hand, „du bist mir sehr lieb. Ich will mit dir gehen. Wir wollen zusammen den Gral erstreiten, für dich. Ich will dich nie verlassen." Aber Parzival ließ seine Hand los. „Nein, Herr, auf diesem Wege ist Gesellschaft nicht gut. Ich gehe allein." Da wandte sich auch Gawan gekränkt von Parzival. „Das sehe ich nun," sprach er, „daß Ihr von Stolz und Eitelkeit aufgebläht seid. Aber es gibt noch Ritter, die so gut sind wie Ihr, und besser. Geht Euren Weg. Ich rüste mich auch und will sehen, wer zuerst den Gral erstreitet." „Ja," sprach Parzival, „das soll Euch unverwehrt sein. Aber laßt mich." Er ging hinaus, sattelte sein Pferd, wappnete sich und ritt hinweg, obgleich es nun schon Nacht geworden war. Alles war dunkel, der Wald und sein Herz. Aber als er von dem Lager fort und einsam durch die Dunkelheit ritt, atmete er tief auf in der kühlen Frische, die ihm mit leisem Sausen von den Bäumen entgegenwehte.

Gawans Abenteuer

Das Jagdlager König Arturs war abgebrochen und alle nahmen Abschied voneinander, um nach den Burgen und Städten zurückzukehren, wo sie ihre Heimat hatten. Kuneware fuhr mit Kingrun, ihrem Geliebten, in sein Königreich Isterterre, auch Orilus kehrte mit Frau Jeschute nach seiner Stadt zurück, die er solange, von Eifersucht umgetrieben, verlassen hatte. Auch mancher Ritter der Tafelrunde nahm Urlaub von König Artur und zog auf Abenteuer, dieser hierhin, der andere dorthin, wo ein schöner Lohn und große Tat lockten.

Gawan rüstete sich zu seiner Fahrt mit aller Pracht, sieben Knappen nahm er mit, und von den Händlern, die, wie sie pflegen, mit Waffen aller Art nach dem Lager gekommen waren, kaufte er gute Speere und Schilde. Er wußte, daß er unterwegs viele in den Kämpfen zerbrechen würde. Am dritten Tag war er mit allem bereit, und nahm Abschied von seinen Freunden und Freundinnen. Die schönen Frauen weinten um ihn, aber er küßte sie und versprach ihnen treues Gedenken. „Ich will dir herrliche Schätze erwerben, Freundin. Für dich soll das Schönste sein." Das tröstete manche.

Gawan zog wie Parzival südwärts durch die Wälder. Er hoffte den Helden unterwegs zu treffen und ihm beizustehen, wenn er in Gefahr kommen sollte. Nach wenigen Tagen traf er um Mittag mitten im Wald an einem Kreuzweg einen glänzenden Heereszug, der mit Lärm und Lachen vorüberzog. Es war ein großer Troß glänzender Ritter, und sie führten alles mit sich, was zur Bestürmung einer festen Stadt gehört, auch zog allerlei Volk, Weiber und Buben mit ihnen, und man sah, daß sie auf eine langwierige Belagerung vorbereitet waren.

Als Gawan den Zug sah, machte er sich zum Kampf bereit, denn er dachte, sie würden ihn angreifen, aber niemand beachtete ihn, da alle glaubten, er gehöre auch zu dem Heere, zu dem Ritter und Abenteurer aus allen Ländern zusammengekommen waren. So hielt Gawan an der Straße und ließ alle vorüberziehen, bis nach mancher Stunde das Ende des Zuges kam. Da machte sich Gawan an einen Knappen, der hintennach ritt und neben seinem Pferde noch ein edles Streitroß führte, und fragte ihn: „Wer ist denn der Herr dieses Heeres, und wem gilt der Zug?" Der Knappe sah ihn erstaunt an: „Herr, wißt Ihr so wenig von den Taten der Ritterschaft und den Fehden, die die Könige und Herren untereinander führen? Dieser Kriegszug ist bekannt genug in Frankreich und allen anliegenden Ländern. König Meljanz von Ließ führt ihn gegen die Stadt Bearosch; die will er erstürmen." — „Und aus welchem Grunde?" — „Um einer törichten Sache willen, Herr, wenn ein Knappe dies sagen darf. Als Meljanz noch ein Kind war, starb sein Vater, da wurde Lippaut der Herr von Bearosch, der Lehrmeister und Beschützer des jungen Königs. Lippaut erwies ihm alle Treue, verwaltete ihm das Reich gut und suchte nicht das Seine. Er hielt Meljanz wie seinen Sohn und unterwies ihn in aller Kunst und Weisheit. Lippaut hatte zwei Töchter, die junge Obilot und Obie, die stolzeste und schönste Frau von Bearosch. Meljanz liebte Obie, und Lippaut sah diese Liebe gern und dachte: So erhalte ich doch für alle Mühe einen guten Lohn. Auch Obie liebte Meljanz. Alles fügte sich glücklich. Aber eines Tages, als schon die Hochzeit angesagt war, spottete Obie, denn sie ist heftig und scharf mit Worten, über ihren Verlobten und sprach: Du hast es freilich leicht. Wie mancher

Ritter muß zuerst sein Leben wagen, bis er die Geliebte gewinnt. Dir gibt man sie zum Geschenk wie eine Sklavin. Du hättest mich auch gewiß nicht gewählt, wenn du erst die Mauern von Bearosch um meinetwillen hättest stürmen müssen. So beleidigte sie Meljanz, und er verließ in der Nacht die Stadt und sagte seinem Freunde Lippaut Krieg an. Mit vieler Mühe hat er aus aller Welt dies stolze Heer zusammengebracht und will nun die Stadt stürmen, um seine Geliebte zu erringen, die er doch bequemer hätte haben können."

„Ja," sprach Gawan, „nun versagt ihm wohl Lippaut seine Tochter, da er sieht, welch ein Tollkopf er ist?" „Nein, Herr, der Graf möchte gerne Frieden haben, aber es hilft ihm nichts, und er hat auch ein Heer aufgebracht. Aber ich denke, wir werden ihm bald große Not bringen."

Gawan ritt unterdessen mit dem Knappen dem Zuge nach, und über eine Weile kamen sie aus dem Walde und näherten sich einem breiten Strom, daran die Stadt Bearosch auf den hügeligen Ufern lag, mit festen Mauern und allem, was eine Stadt schützen kann, wohl versehen.

Auf den Mauern der Stadt über dem Haupttore saßen die beiden Töchter des Grafen Lippaut mit ihren Frauen und sahen zu, wie sich das herannahende Heer mit bunter Pracht im Tale ausbreitete und die Stadt einschloß. Zelte wurden aufgeschlagen und Reiter jagten hin und her. Bunte Zindel flatterten in allen Farben von ihren Lanzen.

Am nächsten an die Stadt heran, ganz nahe an das Tor, über dem die Frauen saßen, kam Meljanz, der sich mit aller Kunst geputzt hatte, und mit seiner blanken Rüstung den Mädchen gefiel. „Er ist doch der Schönste von allen!" sprach Obie laut, „die Stadt wird ihm schwer widerstehen können."

„Ja," sprach die junge Obilot traurig, „mancher wird um deiner Torheit willen sein Leben verlieren. Wollte Gott, daß Meljanz selber dabei wäre, weil er uns und unserem Vater solche Not macht." Obie lachte. „Dann wollte ich einen anderen finden, den ich für mich begehren wollte. Wer der stärkste von allen ist, der darf diese Hand küssen und sie besitzen", rief sie und schüttelte ihre kleine schöne Hand, die von goldenen Reifen klirrte. „Ach," sprach Obilot, „dann steht es schlecht um Meljanz und sein Glück; denn das weiß ich gewiß, mancher wird tapferer sein als er." „Wer denn?" fragte Obie, „niemand wird wagen, neben ihm zu stehen." Da rieten die Frauen, welcher Ritter wohl das Beste in dem Streit tun würde. Sie spähten ins Tal, und die eine lobte diesen, die andere jenen. Alle lachten und waren fröhlich.

Gawan hatte unterdessen die Belagerer verlassen und kam nach der Stadt herauf, um dem bedrängten Grafen beizustehen. Als der Ritter nahe an das Tor kam, rief Obilot laut: „Dieser wird das Beste tun im Streit. Niemand gleicht ihm." „Ach was," sagte Obie, „das ist ja nur ein Kaufmann. Die putzen sich jetzt auch so heraus nach Ritterart und dünken sich groß, und manches naseweise Närrchen läßt sich betrügen." Obilot errötete und sprach: „Wie kannst du ihm so unrecht tun. Niemand wollte ich zu meinem Ritter machen als ihn." Da verneigte sich Gawan und begrüßte sie, und Obilot errötete mehr und verbarg ihr Gesicht, als sie sah, daß der Fremde alle ihre Worte verstanden hatte. Unterdessen wurde das Tor für Gawan aufgetan, da er Freundschaft und Frieden gelobte, und er ritt durch die Gassen nach einer Herberge. Auf dem Wege wandte er sich oft um und blickte nach der jungen Obilot, die noch fast ein Kind

war, aber schön und zierlich und köstlich wie die jungen Mädchen sind.

Während Gawan in die Herberge kam, stürmten viele Ritter aus der Stadt dem ankommenden Feinde entgegen. Auf dem Rasen am Fluß tobte mancher wilde Kampf, und nicht wenige verloren schon da Leben oder Ehre. Zuletzt wurden die Städter ganz zurückgedrängt und mußten durch das Tor fliehen, das hinter ihnen schnell geschlossen wurde. „Wo ist nun dein Ritter mit den sieben Knappen?" fragte Obie höhnisch. „Er hat sich zum Wein gesetzt und überrechnet seinen Verdienst, den er unterwegs auf den Burgen gehabt hat. Ich will dir auch einen Gürtel von ihm kaufen, den magst du dann zum Andenken an ihn behalten. Vielleicht ist er aber auch ein Betrüger und Aufschneider. Wer weiß, warum er sich gerade jetzt in die Stadt gemacht hat. Sicher hat er in dieser Zeit der Not irgendein gutes Geschäft, einen Betrug oder gemeinen Verrat vor." Um ihre junge Schwester zu kränken, rief Obie eine ihrer Dienerinnen und sandte sie zu dem Marschall der Stadt. „Sage ihm, er möchte wohl acht geben; es sei ein Verräter mit sieben Pferden in die Stadt gekommen und in der Herberge abgestiegen. Man soll ihm die Pferde abnehmen, die im Kampf unseren Rittern bessere Dienste tun können. Vielleicht hat er sie ohnedies mit seinen Kumpanen gestohlen." So verhöhnte sie Obilot, bis ihr die Tränen in die Augen traten. Als die Dienerin zu dem Marschall kam, und ihm von dem Fremden erzählte, ging er selbst hin, um zu erfahren, wer in diesen gefährlichen Zeiten in die Stadt gekommen sei. Als er in die Herberge trat, wies man ihn zu Gawan, und er sah sogleich, welch edlen Ritter Obie verleumdet hatte. Er begrüßte Gawan freundlich und entschuldigte sich und seinen

Herrn, daß sie ihn nicht sogleich besser empfangen hätten. „Aber jetzt tut mir nicht die Schmach an, daß Ihr hier bleibt. Kommt mit in das Schloß. Mein Herr und seine Töchter werden Euch freundlich aufnehmen." Gawan fragte ihn: „Wer sind die Frauen, die über dem Tore saßen, als ich hereinkam?" — „Es sind die Töchter meines Herrn, Obie und Obilot." Da ging Gawan mit ihm. „Ich möchte gerne mit so schönen Frauen vertraut werden." „Ja, Herr, wir lieben sie alle, obgleich Obie trotzig und stolz ist und viel Leid über uns bringt. Aber Obilot, ihre kleine Schwester, ist an Gestalt und Sitte gleich köstlich."

Als der Graf Lippaut mit den Seinen von den Belagerern in die Stadt zurückgedrängt wurde und das Tor hinter ihm geschlossen war, traf er seine Tochter Obilot in Tränen. Sie wollte ihm nicht sagen, was sie betrübte, da beugte er sich vom Pferde, hob sie auf und setzte sie vor sich auf den Sattel. So ritt er mit ihr nach dem Schloß hinauf und tröstete sie.

Unterwegs trafen die beiden auf Gawan und den Marschall. Gawan begrüßte den Grafen und bot ihm seine Hilfe an. Lippaut dankte ihm und war froh, daß ein so stattlicher Ritter ihm beistehen wollte. Gawan sah immer auf Obilot, und als sie in den Burghof kamen, sprang er schnell ab und half ihr vom Pferde. Als er sie in den Armen auffing, küßte er sie, und sie küßte ihn fröhlich wieder. „So ist's recht," rief Lippaut, „da habt ihr gleich eine gute Freundin in dieser Stadt gefunden." „Ja, Herr," sprach Gawan, „ich bin ihr Dank schuldig, weil sie mich gegen ihre Schwester verteidigt hat. Nun will ich ihr Ritter sein und in ihrem Namen in den Streit ziehen. Wir wollen bald sehen, wer den besten Freund hat, Obie oder Obilot."

Am anderen Morgen, ehe noch die Belagerer den Sturm auf die Stadt begannen, rüstete sich das Heer Lippauts zum Ausfall. Gawan ritt mit ihnen. An seinem Helm trug er einen seidenen Handschuh Obilots. „Niemand soll mir den entreißen," sprach er zu ihr, „vor deinem Handschuh sollen sich alle neigen." Er bog sich vom Pferde nieder, und Obilot hob sich auf den Zehen ihm entgegen und küßte ihn. Dann ritt auch Gawan in den Kampf.

Als die Städter aus den Toren stürmten, jagten ihnen Meljanz und seine Ritter entgegen und empfingen sie im Streit. Ein wilder Kampf tobte auf den hügeligen Wiesen vor der Stadt. Der Lärm rasselnder Rüstungen und splitternder Speere und brüllender Streitrufe in allen Sprachen erfüllte die Luft. Auch schrien die tödlich verwundeten Pferde. Die bunten Fähnchen an den Speeren wurden alle rot und schwer von Blut. Der Vorteil war auf beiden Seiten. Hier drangen die Städter, dort die Belagerer vorwärts. Lippaut, der einen weißen Helmbusch trug, bahnte sich einen Weg durch die Streiter am Fluß entlang, aber landeinwärts warf Meljanz, dessen Helmbusch rot und zornig leuchtete, alles vor sich nieder und näherte sich der Stadt. Gawan strebte auf ihn zu. Mancher kühne Held warf sich ihm entgegen, aber in raschem Anlauf stieß er alle nieder, und seine Knappen reichten ihm immer neue Speere, wenn die ersten zerstoßen waren. Auch führten sie die Pferde hinweg, die Gawan herrenlos machte. Zuletzt kam der Held zu Meljanz, der ihn wütend anfiel, weil er sah, wieviel Schaden der Fremde seinen Freunden tat. Aber Gawan traf den König so gut mit dem Speer, daß er ihm den Schild und den Arm durchbohrte. Beide stürzten von den Pferden und schlugen nun mit den Schwertern auf-

einander, bis Meljanz, dem die Speerspitze noch im Arm hing, ohnmächtig auf den Boden fiel. Da hob Gawan ihn auf und trug ihn eilig nach der Stadt. „So", dachte er, „läßt sich das ganze Unheil am besten besiegen."

Als die Freunde des Meljanz sahen, daß ihr Herr gefangen war, wollten sie verzagt zurückweichen, aber eine unerwartete Hilfe hielt sie auf. Vom Walde her kam ein Ritter in roter Rüstung und stürzte sich verwegen in das dichteste Gewühl des Kampfes. Er war wie ein Mäher im Feld. Hinter ihm lagen reife Garben, und eine Gasse klaffte in der wogenden Schlacht. Vergebens warfen sich die besten Ritter der Städter dem neuen Feinde entgegen. Er besiegte sie wie in einem Spiel und war nicht aufzuhalten, bis das ganze Heer Lippauts hinter die Mauer geflohen war. Da ließen die Belagerer ab und der rote Ritter wandte sich mit ihnen nach dem Lager zurück. Niemand kannte ihn und alle wunderten sich über ihn.

Es war aber Parzival, der im Lande auf und ab zog und Streit und Taten suchte, um die schmerzliche Wut gegen das Schicksal, die ihn plagte, zu besiegen. Als er den Sturm vor der Stadt sah, fragte er nicht lange nach der Ursache des Streites, sondern half denen, die er unterliegen sah und wandte das Glück. Manches gute Streitroß hatte er im Kampfe gewonnen; fremde Knappen führten sie ihm ins Lager. Als Parzival dorthin kam und hörte, daß der Herr des Feldzuges gefangen war, und als ihm ein Knappe sagte, um welcher Narrheit willen der Krieg geführt wurde, gab er seinem Pferde unwillig einen Schlag und ritt sogleich hinweg über das Land.

Meljanz, den Gawan aus der Schlacht in die Stadt gebracht, erholte sich bald von seiner Betäubung, und nachdem

er Gawan Frieden und Sicherheit gelobt hatte, ging er mit ihm als sein Gefangener auf das Schloß, obgleich es ihm nicht lieb war, so vor Obie zu treten. Gawan kam mit ihm in den Saal, wo die Frauen auf den Ausgang der Schlacht warteten, und führte den König zu Obilot. Obie wandte sich zornig ab, als sie sah, daß Meljanz von Gawan überwunden war. „Hier, Herrin," sprach Gawan zu Obilot, „bringe ich Euch den besten Helden, dem ich je im Kampfe begegnete. Er stellt sein Schicksal in Eure Hand; tut mit ihm, was Ihr wollt." Obilot freute sich und klatschte fröhlich in die Hände. „Dann soll er schwören, daß er nur Obie lieben und sich mit ihr ohne Streit vermählen will. Einen Kuß soll er ihr jetzt zum Zeichen geben." Obie wandte sich zornig nach Meljanz herum und wollte ihn schelten. Da sah sie, wie von seinem verwundeten Arm das Blut auf die Erde lief, und sie erschrak sehr. All ihre Liebe, die sie unter wildem Trotz so lange versteckt hatte, brach offen hervor, und sie fiel vor Meljanz nieder und umarmte seine Knie. „Lieber Freund," sprach sie, „verzeiht alles Böse, was ich Euch getan habe, und allen kindischen Trotz. Seht in allem nur, wie lieb Ihr mir seid." Sie küßte seine Hände und dann lief sie und holte Leinwand und verband seine Wunde. So stifteten Gawan und Obilot Frieden zwischen den Liebenden, und die Kunde davon wurde bald bekannt in der ganzen Stadt und im Lager. Lippaut kam eilends auf das Schloß und umarmte seinen Herrn, der nun sein Sohn wurde.

Am Abend war ein großes Fest. Alle die edlen Herren, die mit Meljanz gekommen waren, feierten im Schloß mit den Rittern Lippauts zusammen und sprachen ohne Neid von ihren Taten. Auch in der Stadt bei den Bürgern und Knechten

war Freude und Jubel und Licht die ganze Nacht. „Wer hat denn nun das Beste getan heute im Streit?" rief einer der Ritter, der neben Herzog Lippaut saß. „Niemand, als dieser fremde Ritter hier, der mich gefangen nahm!" rief Meljanz. „Ja, das mag wohl sein," sagten da viele, „wir alle bewundern ihn. Aber wäre der rote Ritter früher erschienen, so wärt Ihr gewiß nicht gefangen worden." „Wer ist das, der rote Ritter?" fragte Gawan, „ich sehe ihn nicht unter Euch." Da erzählten sie ihm alles, was sich mit Parzival begeben hatte, und Gawan erkannte wohl, wer der fremde Ritter gewesen war. Es verdroß ihn, daß alle Parzival höher achteten, als ihn. Seine Züge verdunkelten sich und er sprach von da an wenig. Obilot versuchte vergeblich, ihn fröhlich zu machen. „Auf welch törichtes Unternehmen habe ich mich da eingelassen!" dachte er. „Wie vergeude ich meine Zeit, indem ich einem Kinde schöne Augen mache und einen Narren fange!" Er ärgerte sich über sich selbst und ging bald zur Ruhe. Am Morgen weckte er frühe seine Knappen und ritt mit ihnen ohne Abschied eilig aus der Stadt. Obilots kleinen Handschuh nur nahm er mit sich.

Manchen Tag und manche Nacht zog Gawan mit seinen Begleitern durch die Wälder, durch Ebenen und Bergschluchten, und suchte, ob er den Gral oder ein neues Abenteuer finden möchte.

Eines Morgens, nachdem sie die ganze Nacht nicht gerastet hatten, weil sie keine Herberge fanden, kamen sie vor eine stolze, befestigte Stadt nahe am Meer. Eine Strecke vor dem Tore begegnete ihnen der Jagdzug des Königs dieser Stadt. Der König, der noch sehr jung war, hielt einen Falken auf der Hand, aber das Tier entflog, und er jagte ihm so-

gleich nach und bedachte nicht, daß dicht an der Straße die Sümpfe lagen. Erst als sein Pferd zu versinken drohte, rief er laut um Hilfe, aber niemand von seinem Gefolge wagte sich zu ihm. Da ritt Gawan eilig heran und mit viel Geschicklichkeit wußte er den König und sein Tier wieder auf das Trockene zu bringen. Der dankte seinem Retter sehr und lud ihn ein, mit auf die Jagd zu reiten. Aber Gawan war müde von dem langen Ritt und entschuldigte sich. „So bleibt einstweilen hier in meiner Stadt Askalun," sprach der König, „meine Schwester Antikonie wird Euch im Schlosse freundlich empfangen, wenn sie erfährt, daß Ihr ihren Bruder Vergulacht vor schimpflichem Tode bewahret habt. Am Abend wollen auch wir von der Jagd zurückkommen, und Euch danken, wie Ihr verdient."

Gawan kam in die Stadt und auf das Schloß und begrüßte Antikonie, die eine schöne, königliche Frau war. Sie war gebräunt von der Sonne, denn sie liebte die Jagd sehr. Alles an ihr war kräftig und erquickend. Sie war wie eine stolze Blume in der Sommerblüte. Gawan sah sie mit unverhehlter Freude an. Auch die Königin begrüßte den Ritter sehr freundlich. Als sie hörte, was er ihrem Bruder getan hatte, umarmte sie ihn und küßte ihn. Gawan drückte sie fest an sich. In diesem Augenblick trat Ekunat, der Verlobte Antikoniens, unter die Türe des Saales. Als er seine Geliebte in den Armen des fremden Ritters sah und an der Kleidung Gawans erkannte, daß er ein Ritter der Tafelrunde war, stürmte er voll Eifersucht hinaus und reizte die Ritter, die im Schloß und in der Stadt waren, Gawan zu überfallen. Denn Ekunat war selbst feige und schämte sich seiner Eifersucht. „Ein Ritter der Tafelrunde", rief er, „hat vor wenigen Jahren

unseren König Kingrusin erschlagen. Soll jetzt ein Freund des Mörders die Tochter des Königs besitzen? Ich sah Antikonie in seinen Armen. Auf und laßt uns ihn vernichten. Er büße für das, was sein Gefährte einst an uns getan hat." Mit solchen Worten beredete er die Falschen leicht, denn sie dachten alle an die Pferde und Waffen, die Gawan mitgebracht hatte, und hofften auf eine gute Beute. Sie überfielen Gawans Knappen und setzten sie gefangen, dann stürmten sie unversehens in den Saal, wo Antikonie und Gawan mit verliebten Gedanken beieinander saßen und keinen Verrat ahnten. Gawan hatte weder Schwert noch Schild, daß er sich hätte verteidigen können.

Der Saal, in dem die beiden waren, hatte aber noch einen anderen Ausgang, außer der Tür, durch die die Verräter kamen. Eine kleine, schwere Pforte führte in ein Turmgemach, das fest und von allen anderen Seiten unzugänglich war. Dahinein zog Antikonie Gawan, und sie suchten, ob sie da nicht Waffen fänden, Gawan stellte sich gegen die Türe, und als alles nichts half, und keine Waffen da waren, riß er einen schweren, eisernen Riegel aus der Wand, um sich zu wehren. Auch lag am Boden ein großes Schachbrett, breit wie ein Schild. Das reichte ihm Antikonie, und so trat er den Feinden entgegen, und wer der Türe sich nahte, den schlug er mit dem Riegel nieder. Bald lagen viele in ihrem Blute, und in dem Schachbrett steckte manche abgebrochene Speerspitze. Antikonie half dem Fremdling im Kampf. Vergeblich bat sie ihre Freunde um Frieden. „Gib den Ritter heraus. Er muß sterben!" schrien alle. Aber zur Antwort schleuderte sie die schweren Schachfiguren, die auch im Turme lagen, den Angreifern entgegen, und wen sie traf mit König, Dame, Turm,

Springer, Läufer oder Bauer, der stand nicht sogleich wieder auf. So wuchtig setzte sie die Steine in diesem Spiel. Zuletzt, als Gawan die Angreifer fast ermüdet hatte, kam Vergulacht, Antikoniens Bruder, von der Jagd zurück. Als er sah, was geschehen war, wie mancher edle Ritter und auch Ekunat da tot lag, und als die Verräter logen: „Man hat die Königin in schimpflicher Vertraulichkeit mit dem Fremdling überrascht", vergaß er in seiner Wut alle Gastfreundschaft, Ritterpflicht und den Dank, den Gawan von ihm verdiente, und fiel den Bedrängten mit frischen Kräften an.

Vergulacht hatte im Walde auf der Jagd auch Parzival getroffen und den Ritter mit in seine Stadt gebracht. Als nun Parzival den Lärm des Kampfes hörte, drang er auch in den Saal, und als er sah, mit welcher Hinterlist Gawan bedrängt wurde und daß er keine Waffen hatte, sprang er hinzu, ergriff Vergulacht, hob ihn mit Gewalt vom Boden auf und trug ihn zu Gawan in den Turm. „Herr," rief er, „freut Euch, daß ich Euch vor solchem Verrat bewahrte, der Euch immer eine Schande gewesen wäre. Bezwingt Euren Zorn und gebt dem Ritter Frieden, oder bekämpft ihn in ehrlichem Streit." Antikonie umarmte ihren Bruder und beschwor ihn, Frieden zu halten. Sie erzählte ihm, wie Ekunat sie überfallen hatte. Als Vergulacht hörte, daß man Gawan Unrecht getan, schämte er sich: denn obgleich er jähzornig war, wollte er doch die Ungerechtigkeit nicht. Er bat Gawan um Frieden und dankte Parzival, daß er ihn vor gemeiner Tat bewahrt hatte.

Sie schafften die Toten hinaus und gingen in einen anderen Saal. Da saßen sie fröhlich beisammen an diesem Abend und vergaßen allen Streit, denn sie waren ja alle gewohnt,

daß man von dem Tode nicht viel Aufhebens machen und das Geschehene schnell bedecken soll. Gawan trat zu Parzival, der ihm aus so großer Not geholfen hatte, und umarmte ihn: „Was soll ich für dich tun, Freund," sprach er, „damit du siehst, wie ich dich liebe?" Parzival sah ihn lächelnd an: „Suche den Gral, wie du mir einst gedroht hast. Wenn du ihn findest, dann sage mir's. Aber du darfst ihn nicht nur in den Kammern schöner Mädchen suchen." Gawan schlug beschämt die Augen nieder. „Jeder nach seiner Art," sprach er, „aber ich will nun mit mehr Ernst nach dem besten Ziele suchen." Nachdem die Ritter noch viel von Helden und Streit gesprochen und die schönen Frauen in ihren Armen gehalten hatten, gingen alle schlafen.

Am Morgen stand Gawan früh auf und rief seine Knappen: „Ich brauche euch nun nicht mehr," sagte er ihnen, „macht euch wieder auf den Weg zu König Artur und erwartet mich an seinem Hofe. Ich muß nun allein weiter." Dann ließ er sein Pferd satteln und ritt gewappnet aus dem Schloßhof, ehe Vergulacht und Antikonie aufwachten, denn er wollte sie nicht mehr sehen. Der Pförtner, der ihm das Tor öffnete, lachte: „Die Herren, scheint es, lieben uns nicht sehr und beeilen sich hinwegzukommen. Der rote Ritter ist schon vor einer Stunde hinausgeritten."

Wie soll ich alle Abenteuer beschreiben, die Gawan auf der Suche nach dem Gral begegneten, ohne daß er seinem Ziele näher kam. Er blieb in allem seiner Art getreu und versöhnte sich mit dem widrigen Schicksal am liebsten in den Armen schöner Frauen. Seine Fahrt führte ihn weit durch die Welt, in ferne Städte und Länder. Er befestigte überall die Ehre seines Namens, das Lob seiner Tapferkeit und edlen Sitte.

Jahre waren vergangen, seit einst Parzival und Gawan das Jagdlager König Arturs am Plimizöl verlassen hatten, um den Gral zu suchen, aber noch hatte keiner ihn gefunden. Gawan begegnete oft dem Ruhm Parzivals. Alle sprachen mit Ehrfurcht von dem roten Ritter, aber Gawan selbst sah ihn nicht mehr, seit er von Askalun hinweggeritten. Man sagt, daß Parzival in dieser Zeit über das Meer gefahren war, das Heilige Land zu sehen.

„Wer weiß denn," dachte Gawan zuletzt, „ob es sich lohnt, den Gral zu suchen. Aber das weiß ich: es lohnt sich, schöne Frauen zu küssen; es lohnt sich, Abenteuer zu bestehen und Ruhm und Freundschaft zu gewinnen. Nie gefiel mir das Leben so gut wie jetzt, wo ich von Land zu Land, von Burg zu Burg ziehe und mich nirgend aufhalten lasse. Fröhlich und frei bin ich wie ein wandernder Vogel." Er breitete die Arme in den Sonnenschein, der ihn umflutete, und störte mit übermütigem Ruf die Stille des sommerlichen Waldes, durch den er ritt. Eine weite, blumige Waldwiese blühte vor ihm, viele bunte Falter flogen darüber und wetteiferten mit den Blumen an Glanz und Farbe. Der Wald tönte laut vom wechselnden Ruf der Vögel und von den schwärmenden Bienen, die um alle Blüten flogen. Am Rande der Wiese traf Gawan auf eine starke Quelle, die aus der Erde sprang. Eine schöne Frau saß am Boden, über das Wasser gebeugt. Sie hatte den Schoß voll Blumen und ordnete sie zu einem Kranz. Sie sah in allem so aus, als wäre sie die Göttin dieses reifen Sommertages; sie war vollkommen schön, reif und braun. Gawan sprang überrascht vom Pferde und begrüßte sie: „Herrin, man sagte mir oft, daß dem irrenden Ritter Göttinnen und Feen begegnen, ihn auf ihr Schloß führen und ihn verzaubern

für alle Zeit. Ich wollte gerne Freiheit und alles verlieren, von Euch berauscht." „Das sah ich gleich," sprach die schöne Frau spöttisch, „daß Ihr ein Schwätzer seid, der gerne ein lustiges Abenteuer mitnimmt, das er an der Straße findet." „Nein, Herrin," sprach Gawan, „wenn ich Euch mit Taten beweisen könnte, wie Eure Schönheit mich überwältigt, so wollte ich es gerne tun." — „Ich bin sicher, Ihr würdet verlegen werden, wenn ich Euch beim Worte nehmen wollte. Auch nicht das Leichteste wird Euch für mich zu tun gelingen." — „Und was ist das, was so leicht für Euch zu tun ist?" — „Nichts, als daß Ihr mir mein Pferd holt. Ich bin in Gedanken so weit von meinem Schloß hierhergegangen. Nun mag ich nicht zu Fuß zurückgehen." — „Herrin, deshalb brauchtet Ihr nicht so viele Worte zu machen. Wo finde ich Euer Tier?" „Dort auf meinem Schloß," sprach sie, „ich ließ es im Burghof, angebunden an einem Baum." Der Ritter sah nun, daß auf einer Höhe über dem Walde ein festes Schloß lag, das er zuvor, von der Schönheit der Frau verzaubert, nicht gesehen hatte.

Gawan ritt eiligst hinauf und kam in einen Garten vor dem Schloß und fand da das Pferd unter den Bäumen angebunden. Er ritt hin und wollte den Zaum lösen. Aber vom Schlosse her jagte ein Ritter in prunkhafter Rüstung heran und bedrohte ihn: „Laßt Eure Hände von dem Tier, wenn Ihr Euer Leben liebt. Meine Herrin Orgeluse hat mich zu seinem Hüter gemacht." „Herr," sprach Gawan, „erregt Euch nicht so. Ich muß dies Pferd für Eure Herrin holen, die im Walde wartet. Sie selbst sendet mich." „Ja," rief der andere, „das ist so ihre Art, girrende Abenteurer in ihr Verderben zu schicken oder sie mit Lachen loszuwerden. Seht

Euch vor, daß Ihr eiligst aus diesem Garten kommt. Meine Geduld ist schnell zu Ende. Ich bin Lischois Giwellius, den noch niemand besiegte." Frauen und Knappen sammelten sich unterdessen um die Streitenden.

Lischois nahm mit seinem Pferde einen Anlauf und fiel Gawan an. Aber er büßte seine Verwegenheit und seine Liebe zu Orgeluse bald. Gawan traf den Ritter so schwer, daß er starb. Alle, die dem Kampf zusahen, klagten um den jungen, schönen Helden und tadelten Orgeluse, die ihn in den Tod getrieben hatte. „Wieviel Leid hat sie schon über die besten Männer gebracht, aber sie hat nie genug! Um ihretwillen sind mehr Ritter gestorben als um irgendeine Frau in Frankreich, und noch immer verführt sie neue zu ihrem Dienst. Seht Euch vor, Herr," sprachen sie zu Gawan, „die Liebe Orgelusens bringt Leid und Tod. Niemand kann dem entgehen. Anfortas selbst und den Gral hat sie vergiftet, als sie noch ein junges Mädchen war. Sie hat mit ihrer Schönheit mehr Ritter umgebracht, als Perlen an ihrer Halskette sind." Gawan sprach: „Spart Euren guten Rat. So schöne Frau sah ich nie. Ich will um ihretwillen gerne viel Leid ertragen."

Er nahm das Pferd und ritt an die Quelle, wo er Orgeluse verlassen hatte, aber er fand da keinen Dank. „Nun sehe ich," sprach die Herzogin, „daß Ihr gut zu einem Marschall taugt. Was sagte denn der Wächter, den ich bei dem Tier ließ? Ihr habt ihn wohl mit schönen Worten bestochen?" — „Nein, Herrin, Lischois ist tot." — „Ach," sprach Orgeluse, „es ist schade um ihn. Aber hoffentlich begraben sie ihn bald, ehe ich heimkomme. Ich sehe die Toten nicht gern. Wir wollen indessen auf ein Abenteuer gehen, und ich will sehen, ob Ihr

mir dienen könnt. Aber es ist schwerer als das erste, und es wird Euch nicht gelingen." — „Was soll ich tun, Herrin?" — „Ihr sollt mir einen Lorbeerzweig für einen Kranz holen." Gawan lachte. „Herrin, Ihr wollt mich zum Narren machen. Lorbeer wächst allenthalben in Eurem Garten. Was ist da weiter ein Abenteuer." — „Folgt mir, so werdet Ihr's sehen!"

Orgeluse sprang schnell auf das Pferd, ehe Gawan ihr zu Hilfe kam, und jagte davon; er folgte ihr. Sie ritten manche Stunde und kamen zuletzt durch die Wälder an den reißenden Fluß Sabbins, auf ein grünes Feld. Jenseits des Flusses lag ein prächtiger Garten am Fuß einer Burg. Mitten im Garten blühte ein Lorbeerbaum. Orgeluse wies mit der Hand nach dem Baum: „Dort, Herr, sollt Ihr den Zweig holen, wenn Ihr Euch getraut. Hernach wird Euch der Lohn werden, den Ihr verdient. Ihr könnt nicht sagen, daß ich meine Liebe zu teuer mache."

Gawan gab seinem Pferde die Sporen und jagte es mit aller Gewalt zum Sprung über den Fluß, aber es sprang zu kurz und stürzte in die Strömung, die es fortriß. Gawan stellte sich da auf den Sattel und sprang an das Land hinüber. Das Tier riß er am Zügel nach, bis er es auf das Trockene brachte. Dann bestieg er es wieder, kam zu dem Baum und brach von den Zweigen herunter. Als er wieder umkehren wollte, jagte von der Burg ein Ritter auf einem prunkvoll geschmückten Pferd ihm nach. Der Ritter war ohne Waffen und trug ein Kleid von grüner Seide mit silbernem Schmuck und einen bunten Hut von Pfauenfedern. Einen Sperber hielt er auf der Hand. Als er nahe zu Gawan kam, bedrohte er ihn: „Freut Euch," rief er und brüstete sich, „daß ich geschworen habe, niemals nur einen Ritter zu bekämpfen.

Es müssen ihrer zum mindesten zwei sein, wenn Gramoflanz ihnen die Ehre des Kampfes gewähren soll. Gewiß seid Ihr auch einer von denen, die Orgeluse zu ihrem Verderben betört hat." „Warum habt Ihr Euch nicht gewappnet?" sprach Gawan, „so wollte ich Euch zeigen, daß es sich lohnt, mit mir allein zu kämpfen." „Nein," sprach Gramoflanz, „eben darum trage ich dies Gewand, damit der Zorn nicht mit mir durchgeht und ich nichts Unwürdiges tue. Aber denkt nur nicht, daß Ihr ungestraft bleibt. Ich werde Euch verfolgen, und wo ich Euch mit einem Eurer Freunde beisammentreffe, da will ich Euch beide angreifen und umbringen. So tat ich all den Verwegenen, die Orgeluse hierhersandte. Niemand ist mir je entgangen." Gawan lachte: „Herr, mir scheint, nur die Furcht läßt Euch so törichte Dinge sagen. Ihr solltet weniger mit Worten und mehr mit dem Speer zeigen, was Ihr wert seid." „Nein," rief Gramoflanz, „Euer Hohn soll mich nicht bewegen, daß ich meinen Schwur breche. Nur mit Einem Ritter auf Erden wollte ich auch einzeln kämpfen." — „Und wem tut Ihr solche Ehre?" — „Dem besten Ritter der Tafelrunde, Gawan, dessen Vater den meinen erschlug. Das soll der Sohn mit seinem Leben büßen." — „So wappnet Euch schnell, denn ich bin Gawan. Wir wollen sogleich alten und neuen Streit entscheiden." — „Nein, Herr! nein! nicht jetzt! Wenn Ihr Gawan seid, müßt Ihr mir zuerst Eure Schwester Itonje zum Weibe geben, denn ich liebe sie. Hernach will ich Euch erschlagen." — „Ihr liebt Itonje?" sprach Gawan. „Nun sehe ich, daß Ihr nur Ausflüchte sucht. Itonje, meine Schwester, wurde in jungen Jahren von Klinschor, dem Zauberer, entführt. Niemand hat sie je wiedergesehen." — „Das weiß ich auch," sprach Gramoflanz, „auch ich sah

Itonje nie, aber ich hörte manches Lied auf sie, und ein Sänger, der sie sah, pries mir ihre Schönheit, darum liebe ich sie und sie liebt mich. Der Sänger trug heimliche Botschaft hin und her, denn Klinschors Burg ist nicht ferne von hier. Vor kurzer Zeit starb nun der Zauberer, und ich will die Jungfrau in wenigen Tagen befreien. Ein Schmied macht mir eine Rüstung für diesen Kampf. Da sollen mir auch die Geister, die Klinschors Schloß beherrschen, nichts mehr antun können. Hernach soll dann die Hochzeit sein. Dazu lasse ich Euch laden, denn ich weiß, Ihr werdet jetzt so bald nicht von Orgeluse fortfinden. Nach der Hochzeit will ich Euch bestrafen." „Ja," sprach Gawan, „wenn Euch die Geister und Eure eigene Torheit nicht vorher umbringen."

Damit verneigte er sich und ritt hinweg. Er kam glücklich über den Fluß und brachte der Herzogin die Lorbeerzweige. Er erzählte ihr alles, was sich mit Gramoflanz begeben hatte. Als Orgeluse hörte, daß es Gawan war, der vor ihr stand, wurde sie fröhlich und umarmte den Ritter und weinte: „Herr, nun weiß ich, daß ich mich an meinem ärgsten Feinde Gramoflanz rächen kann. Ihr werdet ihn überwinden. Allenthalben verschreit man mich, weil ich manchen Ritter ins Verderben gebracht habe, aber niemand bedenkt, was Gramoflanz an mir getan hat. Einst war ich auch zart, mitleidig und mild, wie Frauen sind, bis Gramoflanz, den ich verschmäht hatte, mir Cidegast, meinen ersten Geliebten, ohne Grund erschlug. Da schwur ich Rache statt Leid, und habe alle, die mich lieben wollten, gegen Gramoflanz getrieben, aus Treue. Aber noch bin ich ungerächt. Ihr sollt mich und mein Land zu eigen haben, wenn Ihr diesen Prahler erschlagt. Nun ist bald all mein Leid zu Ende, und ich traure auch nicht mehr, daß mir der

rote Ritter nicht gedient hat." — „Herrin, was ist es mit dem roten Ritter?" — „Ich will Euch die Wahrheit sagen, Herr. Niemand widerstand je meiner Schönheit, als einer allein. Es ist noch nicht lange, da traf ich einen Ritter in roter Rüstung im Wald. Er begrüßte mich freundlich wie Ihr. Aber als ich ihn versuchte und ihn zum Kampf mit Gramoflanz verführen wollte, lächelte er und weigerte sich. Da überwand ich mich, denn er war sehr schön und gefiel mir, und ich bot ihm mein Leben und mein Herzogtum, aber er wehrte mich ab: Ich liebe nur eine, sprach er, die ferne ist. Der gehört mein Herz und keiner anderen. Ich will mich nicht mit den Torheiten landfahrender Minne beschweren. Dann wandte er sich und ritt weiter und ließ mich voll Scham und Wut. Ich kam eilig auf mein Schloß und sandte ihm meine besten Streiter nach, aber er überwand sie alle und sandte sie mit zerhauenen Schilden und zerbrochenen Speeren zurück." Gawan verfinsterte sich, alle Freude zerrann ihm, denn er erkannte, wer der rote Ritter gewesen war. „Kann ich nirgend hinkommen," rief er zornig, „ohne daß er mir über den Weg läuft und mich beschämt! Wofür ich streite, das will er nicht geschenkt. Was ich ergreife, verschmähte er. Ich finde, was er fortwarf, gleich als wäre er mehr wert als ich. Wüßte ich eine große Tat, daß ich ihn überwinden könnte!"

Schweigend ritt Gawan neben Orgeluse. „Herr, ich sehe, daß ich Euch gekränkt habe, und daß Ihr diesem roten Ritter feind seid. Was tat er Euch?" Gawan antwortete nicht. Nach einer Weile fragte er: „Herrin, wißt Ihr, wo Klinschors Schloß ist? Gramoflanz sagte mir, daß es nicht weit von hier in dem Walde liegt." — „Ja, Herr, ich kenne Schastelmarweil gut. Klinschor war mir nahe verwandt. Ich war oft in seinem

Schlosse. Wer Schastelmarweil gewinnt, dem ist alle Herrlichkeit der Welt untertan. Andere rühmen den Gral. Aber was ist denn der Gral? Bringt er nicht denen Leid, die ihm dienen? Klinschors Schloß wird dem, der es den bösen Geistern entreißt, nur Freude bringen. Klinschors Ahnherr war Vergil, von ihm erbte Klinschor die Gewalt über die heidnischen Geister. Sie halfen ihm Schastelmarweil erbauen und mit aller Herrlichkeit der Erde erfüllen, mit Gold und Edelsteinen und den kostbarsten Dingen der Welt. Manches seltsame Zauberwerk ist im Schloß. Auch sind vierhundert Jungfrauen dort. Klinschor raubte sie in ihren jungen Jahren aus allen Ländern der Heiden und Christen. Ihr Lachen und ihre junge Kraft mußten ihn, als er alt wurde, am Leben erhalten." „Herrin," sprach Gawan, „ich will dies Schloß erwerben, führt mich hin. So lange schon ziehe ich dem Grale nach und finde ihn nicht. Ich will mich von solchen Träumen nicht mehr narren lassen. Zu lange schon vergeudete ich mein Leben damit." — „Herr, Klinschor starb, aber die Geister halten das Schloß noch in ihrer Gewalt. Wer sie mutig besiegt und alle Abenteuer besteht, kann sie in seinen Dienst zwingen. Viele Ritter versuchten es, aber am Morgen fand man sie tot vor dem Burgtor." — „Das soll mich nicht schrecken, Herrin." „Ja," sprach sie, „Schastelmarweil ist wert, daß man sein Leben daran setzt. Aber Ihr werdet mich vergessen, wenn Ihr das Schloß gewinnt." — „Nein, Herrin, Ihr seid mir die liebste von allen Frauen. Wir wollen immer beisammen bleiben. Ich bin froh, daß ich Euch gefunden habe." Er ritt dicht an ihre Seite, umarmte sie und küßte sie.

Nach einer Weile kamen die beiden aus dem Walde und sahen in ein tiefes Tal und auf einen breiten Strom. Jenseits des Stromes lag eine stolze Burg, die leuchtete und brannte

in der Sonne, als wäre sie ganz aus Edelsteinen erbaut. Auch war sie nicht wie andere Burgen in diesem Lande, sondern gleich den prunkvollen Schlössern der Heiden. In der Mitte von allen Gebäuden ragte ein hoher, runder Turm, ringsum mit Fenstern wie mit tausend Augen geziert. Orgeluse und Gawan kamen an den Strom, und die Herzogin winkte mit ihrem Schleier dem Fährmann, der jenseits des Wassers wohnte. Er löste sein breites Boot und kam herüber. Gawan und die Herzogin und auch ihre Pferde nahm er auf und begrüßte Orgeluse und ihren Begleiter freundlich, denn er war selbst ein vornehmer Mann, den Klinschor zu diesem Dienst gezwungen hatte. Als er hörte, zu welchem Unternehmen Gawan kam, wurde er traurig. „Herr, viele habe ich in letzter Zeit hinübergefahren, und noch keinen sah ich lebend wieder. Die Frauen im Schloß sind verzweifelt, da sie alle auf Rettung gehofft hatten. Aber wir müssen uns in das Schicksal fügen."
„Verzagt nicht," sprach Gawan, „ich will sehen, ob dieser heidnische Zauber auch vor mir standhält. Wenn Ihr einen Rat wißt, so sagt ihn mir, sagt mir vor allem, wie ich in das Schloß komme." — „Darüber sorgt Euch nicht, Herr. In das Schloß kommt Ihr leicht, aber herausgehen werdet Ihr schwerlich, obgleich ich Euch alles Gute wünsche." Das Schiff stieß ans Land und sie stiegen aus und wohnten an diesem Tag bei dem Fährmann. Seine kleine Tochter Bene schenkte Gawan ihr Herz, aber er merkte es nicht. Sie bediente den Ritter und die Herzogin, und als alle zu Bett waren, kniete sie lange nieder und flehte Gott um Hilfe für die Tat, die der Ritter unternehmen wollte.

Am Morgen stand Gawan früh auf und ging in den Garten, der am Hause war. Die Beete waren voll Blumen,

die Bäume voll Früchte, und alles war naß und licht von Tau, denn es wurde ein schöner, klarer Tag. Zwischen den Bäumen sah Gawan nach dem Schloß hinauf und bedachte sein Schicksal. Und er sah, wie auf dem Schloß sich alle Fenster öffneten und die schönen Frauen sich in der Morgensonne badeten. Da wurde sein Herz ganz ergriffen und aller Zweifel verschwand. Er ließ sogleich sein Pferd satteln und ritt nach der Burg hinauf. Bene lief neben ihm und wollte mit ihm im Schlosse sein. Sie besuchte die Frauen oft und war allen lieb. Orgeluse aber blieb bei dem Fährmann. Sie schlief noch, als der Ritter schon hinweg war.

Gawan kam an das Burgtor und fand es weit offen. Er sah und hörte niemand. Die Frauen waren von den Fenstern verschwunden. Der Burghof lag leer und friedlich in der Sonne. Gawan band sein Pferd an einen Pfosten und stieg eine Treppe hinan, die da ins Haus führte. Er kam in lange Gänge und wandte sich hierhin und dorthin; er ging durch Säle und Zimmer und kleine Kammern. Er stieg Treppen aufwärts und abwärts, aber er traf niemand. Er rief, und nichts antwortete ihm. Auch Bene war zurückgeblieben, und er sah und hörte sie nicht mehr. Er rannte verzweifelt vorwärts; er ging langsam und prüfend, aber er fand weder vorwärts noch rückwärts einen Ausweg. Das Schloß war wie eine Falle. Die Gänge und Zimmer glichen einander alle, und Gawan wußte zuletzt nicht mehr, wo er schon gewesen war, oder ob es neue Gemächer waren. Es dunkelte schon, als er in einen Raum kam, in dem ein prächtiges Bett stand. Verzweifelt, müde und hungrig warf er sich in seiner Rüstung auf das Lager. Als er schon im ersten Schlaf war, ehe das Wachsein ganz schwindet, fühlte er, wie das Bett sich leise

bewegte und lautlos durch das Gemach glitt, als wäre es lebendig. Gawan rang mit dem Schlaf und versuchte seine Lähmung abzustreifen, aber es gelang ihm nicht. Da sah er, wie eine hohe Türe sich öffnete und eine Erscheinung, grauenhaft und tödlich, hereintrat, sich über ihn, den das Entsetzen niedergedrückt hielt, tief herabbeugte und mit zerfleischenden Krallen nach ihm greifen wollte. Als Gawan die spitzen, kalten Nägel an seinem Halse fühlte, wachte er ganz auf, und der Kampf begann.

Die Frauen, die im Schloß gefangen waren, hörten in dieser Nacht einen Lärm, als kämpfte die Hölle in der Burg. Sie saßen zusammengeduckt, eingeschlossen in einem Saal, und wußten nicht, was dem Ritter geschah, von dem ihnen Bene, die bei ihnen war, so viel Gutes erzählt hatte. Der Lärm wurde immer grauenhafter und war wie ein Unwetter, Blitz, Donner und Hagelschlag. Die Frauen wachten die ganze Nacht und beteten oder taten, was sonst ihrem Wesen angemessen war. Die eine horchte still und ruhig auf den Lärm, die andere hielt die Hände vor die Ohren gepreßt. Eine weinte, andere sprachen und lachten miteinander. Auch spielten einige Schach, dies Spiel, das am meisten beruhigt und den Geist festigt. Alle aber flehten sie in ihren Herzen um Rettung aus dieser schimpflichen Gefangenschaft. Als es Morgen wurde und mit der entweichenden Dunkelheit der Lärm des Kampfes verstummt war, stand Arnive, die Königin der Frauen, auf und sagte: „Laßt uns nun sehen, was mit dem Ritter gegeschehen ist. So gewaltig war der Kampf noch nie. Aber wir wollen keine vergebliche Hoffnung haben. Wir werden auch diesen tot finden wie die anderen." Arnive ging mit einigen Frauen nach dem Gemach, darin der Kampf getobt

hatte. Als sie an die Türe kamen, trat Gawan heraus, matt und bleich. Aber er lächelte, als die Frauen vor ihm niederfielen und ihm dankten und ihm die Hände küßten, weil er sie befreit hatte. „Nun, da Ihr lebt, Herr," rief Arnive, „wissen wir, daß Ihr die Macht der Geister gebrochen habt. Wir und dies ganze Schloß und seine Schätze sind nun in Eurer Gewalt. Niemand auf Erden ist nun reicher und mächtiger als Ihr." — „Herrin," sprach Gawan, „daß ich so vielen edlen Frauen zu Freiheit half, lohnt meine Mühe genug. Um alles andere wollte ich diese Nacht nicht noch einmal erleben." Er war so ermattet, daß er taumelte. Die Frauen hielten und trugen ihn in ein helles Gemach mit vielen Fenstern, daß die Morgensonne über ihn schien. Sie nahmen ihm die Rüstung ab und erfrischten ihn. Da sahen sie, daß sein Haar an einer Stelle, mitten zwischen dem dunklen, schneeweiß war. „Herr," sprach Arnive, als der Ritter sich in der Pflege der Frauen ganz ermunterte, „was ist Euch geschehen in dieser Nacht? Wir vernahmen den Lärm des Kampfes." „Herrin, fragt nicht. Die Hand des Todes hat mich hart und eisig angegriffen, ich fühle noch den Frost an meiner Stirn. Aber laßt das, was geschehen ist, zugedeckt. Ich will nicht Eure Träume, die mit lieblichen und schönen Dingen angefüllt sein sollen, mit Grauen und Entsetzen vergiften."

Nachdem sich Gawan in der Hut der Frauen, die ihn mit aller Güte überschütteten, erholt hatte, ging er mit Arnive durch das ganze Schloß, das ihm nun nicht mehr verworren schien. Er betrachtete da alle Schätze, die niemand ausdenken kann. Alles, was ein begieriges Herz an vollkommenen Kostbarkeiten begehren mag, war da. Kein Wunsch blieb unerfüllt.

Am meisten gefiel dem Ritter, neben den schönen Frauen, die nichts überstrahlen konnte, der Turm mit den Fenstern, der mitten im Schlosse stand. Wer da hineintrat, sah wie von einer hohen Warte wohl zwanzig Meilen weit über das Land, und alles so klar und nahe, als wäre es dicht bei ihm. Das weite Gelände stand aufgebaut wie ein Spielzeug vor Gawan. Alles sah er nah und greifbar, Berge und Wälder und Ströme mit fahrenden Schiffen, die Vögel im Flug, das Wild im Sprung. Die Bauern sah er am Pflug, die Bürger vor dem Stadttor, Ritter im Kampf, schöne Frauen an den hohen Fenstern ihrer Gemächer und Badende in den Brunnen schattiger Gärten. Ein zierliches, lustiges, buntes Bild der Welt und aller Wesen, die sich auf ihr umtreiben, lag vor ihm ausgebreitet.

„Nun habe ich nicht den Gral gefunden," dachte Gawan, „aber ist dies alles weniger wert? Ich will König Artur und die Tafelrunde zu Zeugen meines Glückes rufen. Ich habe manchen von ihnen Schwestern und Freundinnen befreit, die will ich ihnen geben." Er sandte einen Boten zu König Artur mit einem Brief, darin bat er den König, in vier Wochen nach Joflanze auf die Ebene zu kommen und ihm mit aller Pracht in einem Kampfe beizustehen. „Bringt alle Herren und alle Frauen mit," schrieb er, „es wird sich für alle lohnen. Wir wollen da miteinander fröhlich sein und gute Beute machen. Ich habe auch inzwischen manches Gut gewonnen, das Euch erfreuen soll."

Gawan sammelte auch selbst ein stolzes Heer von Rittern, die zuvor Klinschor gedient hatten, und an dem festgesetzten Tage kam er mit ihnen und den Frauen auf die Ebene von Joflanze, nahe der Stadt Logrois, wo Orgeluse Herzogin

war. Orgeluse hatte auch ihre besten Ritter versammelt und ließ sie gleichfalls in die Ebene kommen.

So nahten an einem Morgen von drei Seiten drei glänzende Heere dem Platz, wo Gawan eine Stadt von kostbaren Zelten hatte aufrichten lassen. Schon griffen die Ritter Arturs und die der Herzogin einander an, denn sie dachten, daß sie um Feindschaft hierhergerufen wären. Aber Gawan trennte sie und beruhigte sie, und als er Artur und die Königin Ginevra fand, umarmte er sie und erzählte ihnen alles, was geschehen war. Auch brachte er die Frauen, die er befreit hatte, und führte sie zu ihren Freunden. Da war ein Umarmen und Wiederfinden und ein Jubel ohne Ende im ganzen Lager. Alle fanden kostbare Zelte für sich bereit, und nie ist auf Erden Ritterschaft in größerem Glanze beisammen gewesen als im Lager Gawans auf der Ebene von Joflanze. Alles war Jubel und Lust. Gawan nahm da Orgeluse zum Weibe. Bene schmückte die Herzogin und war glücklich, daß sie Gawan immer nahe bleiben sollte. Nur Itonje, die Schwester Gawans, war traurig vor Sehnsucht nach Gramoflanz, ihrem Geliebten.

Als Gramoflanz hörte, daß Gawan Schastelmarweil gewonnen hatte, zürnte er ihm mehr als je, da er sich um eine Heldentat betrogen glaubte. Er machte sich auf, um Gawan zu bestrafen, und erreichte gegen Abend das Lager. Aber er ritt nicht hinein, sondern sandte einen Knappen zu Gawan und lud ihn für den anderen Morgen zum Kampf auf Tod und Leben. „Ihr habt meinem Herrn", sprach der Knappe, „seine beste Tat entrissen. Nun soll sich zeigen, wem mit Recht Klinschors Schloß gehören muß. Auch die Liebe zu Itonje soll ihn nicht abhalten, Euch sogleich zu töten." „Dein Herr liebt

die starken Worte," sprach Gawan, „er hat mich nun genug beleidigt. Ich werde ihn morgen treffen. Niemand soll von unserem Kampfe wissen, damit Itonje sich nicht vorher plagt und uns aufhält." Sie bestimmten da das Feld, wo sie sich treffen wollten in aller Frühe bei Tagesanbruch. Am nächsten Morgen stiegen von den Flüssen und Seen der Ebene dichte Nebel über das Land und verhüllten alles. Am gleichen Morgen kam Parzival in diese Gegend und ritt über das Feld, das Gawan und Gramoflanz zu ihrem Kampf bestimmt hatten. Gramoflanz hielt schon gewappnet da, und als er im Nebel Parzival reiten sah, hielt er ihn für Gawan und fiel ihn sogleich an. Aber Parzival verwundete ihn bald so schwer, daß er vom Sattel stürzte und wie tot lag. Schon wollte Parzival vom Pferde steigen, um dem Verwundeten zu helfen, da kam Gawan, der sich bei Orgeluse verspätet hatte. Er erkannte Parzival nicht und griff ihn an. Da entbrannte ein Kampf, den viele gern gesehen hätten, aber der Nebel verhüllte ihn ganz. Auch das Hämmern der Schwerter, das Krachen der Speere verschlang die Luft. Lange siegte keiner von beiden, aber Parzival drängte Gawan und sein Pferd immer mehr zurück. Gawans Kraft erlahmte. Schon blutete er aus vielen Wunden; auch Parzival war getroffen. Ein Windhauch, der die Nebel zerriß und dem Morgenlicht einen Weg bahnte, verhütete, daß sich die beiden noch mehr Leid taten. Parzival erkannte Gawan und warf sogleich sein Schwert fort und umarmte den Helden: „Das sei ferne von mir, daß ich mit Euch kämpfen sollte, warum habt Ihr mich angefallen?" — „Ich erkannte Euch nicht", sprach Gawan und erzählte ihm, daß Gramoflanz ihn hierher geladen hatte. „So habe ich Euer Werk schon getan", sprach Parzival, und

beide gingen und hoben den Verwundeten auf und trugen ihn in das Lager, wo unterdessen alle fröhlich erwacht waren.

Da war neue Freude, als Artur und seine Ritter Parzival sahen. Denn sie hatten alle viel von seinen Taten gehört, und sein Ruhm bedeckte den Fluch, mit dem einst Kundrie ihn geächtet hatte. Alle waren fröhlich. Nur Itonje weinte und kam in das Zelt, wo Gramoflanz verwundet lag, den sie nun zuerst und so zerhauen sah. Aber das schwächte ihre Liebe nicht. Sie umarmte ihn und pflegte ihn. Gawan sänftigte die Trauer der beiden und vermählte sie miteinander. „Mein Freund," sprach Gawan zu Parzival, „ich habe nun gefunden, was mich für alle Zeit fröhlich macht. Nun soll mich nichts mehr nach dem Gral treiben. Ich will glücklich sein in den Armen meiner schöner Herrin und mit allen Schätzen, die ich habe. Du kannst nichts erträumen, was nicht mein ist, was ich nicht mit Händen greifen kann. Was könnte mir der Gral geben, da ich schon mehr besitze, als ich genießen kann. Das Glück hielt ich am Gewand, es ist mein eigen geworden. Alle Herrlichkeit der Welt ist bei mir gegenwärtig und greifbar. Du sollst wie mein Bruder sein und an allem teilhaben, wenn du bei mir bleiben willst. Ich weiß, du liebst Kondwiramur. Wir wollen sie holen und dann miteinander auf Schastelmarweil einen Tag des Glücks an den andern reihen." Parzival sah Gawan lange an: „Freund," sprach er zuletzt, „ich will dich nicht kränken. Aber es gibt Dinge, die sich nicht mit Händen greifen lassen, Schätze, vor denen alle Edelsteine, Smaragde, Rubine, Chrysolithe, goldige Topase und was du willst, Asche und nichts sind. Diese Dinge suche ich. Ich verachte das nicht, was dich erfreut, aber ich finde darin keinen Frieden." — „Freund," sprach Gawan, „Ihr dauert mich,

denn ich sehe, daß Ihr die besten Jahre vergeudet und nichts genießt von den Gütern, die die Erde für uns hat. Wie die Priester und Schwärmer vertröstet Ihr Euch auf eine schöne Zukunft, und Ihr wäret wert, klar und fröhlich die Gegenwart zu genießen." — „Herr, wir verstehen uns nicht", sagte Parzival. „Auch ich liebe dieses Leben und suche keine zukünftigen Träume. Aber im Besitz von Gold und Silber findet meine Sehnsucht kein Ziel, auch nicht in den schönen Frauen, so tröstlich sie sind. Ich suche den Gral und ich werde ihn finden." — „Ja, wir verstehen uns wohl nicht," sagte Gawan und seufzte, „aber kommt, wir wollen uns diese schönen Stunden nicht mit Gedanken beschweren, die doch zu nichts führen."

An diesem Tage war die Freude im Lager noch größer als vorher. Ein Schrei der Lust erfüllte die Ebene von Joflanze. Alle Frauen und Ritter fanden das Leben bei Spiel, Tanz und Gesang vollkommen und berauschten sich an dem Glück dieser unvergänglichen Stunden. Parzival saß ernst unter ihnen. Als es Nacht wurde und die Knappen ihn in sein Zelt führten, weil er müde war, hörte er von draußen den Lärm der Feiernden und das Lachen ihres Glückes und ihrer Liebe, von dem er allein ausgeschlossen war, wie ein Mensch ohne Heimat und Freunde. Da überwältigte ihn die Verlassenheit, und er schrie innerlich mit aller Sehnsucht seines Herzens: „Ist mir allein genommen, was allen gegeben ist? Ist mir allein jeder Trost und jede liebe, bunte Täuschung versagt? Muß ich allein verzweifelt und irregeführt sein? Mir hat Gott alles genommen und zuletzt nahm ich mir selber Gott. Was soll ich, beladen mit Schuld und Leid, hier, wo alle unschuldig und leicht fröhlich sind wie Kinder? Ihr Lachen und Singen ist mir unerträglich."

Er stand wieder auf und kleidete sich an. Er schlich hinaus und sattelte eilig sein Pferd, dann floh er, erst behutsam und zuletzt in eiliger Jagd. Hinter ihm scholl wie Hohn das Lachen der Lust lauter, und Sang und Spiel jagten dem Flüchtigen nach. Das Licht großer Feuer erhellte das Lager und rötete Himmel und Erde. Parzival war geblendet von dem Licht ihrer Glut, bis er nach dem Walde hinauskam und die Sterne einer nach dem anderen in Überfülle aus dem Rauch und Dunst sich lösten und in stiller Klarheit über den dunklen Wäldern sich bewegten und wanderten. Da beruhigte sich Parzival. „Nein," sprach er zu sich selbst, „der Glanz dieser Feuer soll mich nicht blenden. Wenn ich Gold und Edelsteine und schöne Frauen begehren wollte, hätte ich mich nicht so lange zu plagen brauchen." Ein seliges Entzücken, das so geklärt nur im Schmerz wohnt, überflutete sein gepreßtes Herz, und er genoß mit tiefen Atemzügen die kühle Luft und die Freude der Einsamkeit. Kondwiramur und der Gral standen wie Sterne vor seinem Blick, aber er wußte, daß irgendwo ein gangbarer Weg zu ihnen führen mußte. „Ich habe auch ein Glück in allem Leid," dachte er, „aber das ist ein Geheimnis, und man reiht es nicht wie Essen und Trinken einen Tag an den andern."

Parzival gewinnt den Gral

Es war ein heller, ganz von Sonne erfüllter Morgen im frühen Frühling. Noch lag im Schatten der Gebirge der Schnee, aber in den Ebenen entfalteten sich schon die ersten farbigen Blumen zwischen dem jungen Grün der Wiesen und füllten die Luft mit jenem milden erlösenden Duft, der auch

die verstocktesten Herzen aufschließt. Die Buchen wehten an den tieferen Zweigen schon mit frischem Grün, und Schlehen und Weißdorn breiteten zarte Blüten wie einen festlichen Schleier über ihre Dornen. Die wilden Bienen zogen trunken durch die erwärmte Luft und schleppten fleißig Honig und goldenen Staub. Alle Vögel sangen im Wald, und man unterschied keine einzelne Stimme mehr. Seliger Wohllaut überschwemmte die Erde mit Jubel und Entzückung. Alle Sorge und alles winterliche Leid fällt in diesen Tagen von den viel bedrängten Menschen. Der Frühling ist in jedem Jahre gleich, aber sie gewöhnen sich an ihn nicht, staunen immer aufs neue und sind erschüttert von seiner Herrlichkeit. Selbst die Greise, die schon dem Tode nahe sind, beugen sich über die blühenden Kelche der Blumen und gedenken noch einmal fröhlich aller schönen Tage der Jugend.

Finster, als wäre er ein Ritter des geschlagenen Winters, ritt Parzival durch den Frühlingsmorgen, mit geschlossenem Visier und gerecktem Speer. Ihm entgegen zog betend und mit bescheidenen Gebärden eine Schar Wallfahrer. Vorne ging ein ehrwürdiger Greis, in weißen Haaren, der Herzog Kahenis von Punturteis mit seinen beiden schönen Töchtern. Erzürnt trat der Herzog Parzival in den Weg und hielt ihn an, als der Ritter ausweichen wollte. „Freund," sprach er, „seid Ihr ein Heide, daß Ihr an diesem Tage, wo alle Christen nur an Frieden denken, hier mit gerecktem Speer, ganz zum Streit gerüstet, reitet?" — „Herr, was kümmert es mich? Alle Tage bin ich so in Waffen. Warum heute nicht?" — „Wißt Ihr nicht, was diesen Tag vor allen heilig macht?" — „Herr, ich vergaß schon lange, auf den Lauf des Jahres zu achten. Ob Frühling, Sommer oder Winter ist, sehe ich,

aber die Wochen und den Wert der Tage verlernte ich längst. Gestern ist mir wie heute. Ich bin lange in kein Münster mehr gekommen. Wie soll ich wissen, wann Feiertage sind?" — „Herr," rief der Fürst ungeduldig, „steigt von Eurem Tier und geht zu Fuß weiter. Heute ist der Tag, wo Gott vor Zeiten für uns alle gestorben ist. Wißt Ihr denn nichts von Gott?" — „Einst," sprach Parzival, „einst diente ich einem, der hieß Gott. Aber er hat mich aus seinem Dienst verstoßen und verdammt. Er will mich nicht und ich will ihn nicht. Wir sind lange Feinde geworden." Der Greis entsetzte sich: „Herr, Ihr lästert Gott, der niemandes Feind ist. Er starb für uns alle. Er gab sein Blut für unsere Sünden und ließ sich töten, damit wir selig würden. Er litt um unsertwillen, damit wir nicht leiden sollten. Darum sind wir heute fröhlich und traurig zugleich." „Herr," sprach Parzival, „ich will Eure Freude nicht betrüben. Ich finde keinen Trost darin, daß auch Gott gelitten hat und gestorben ist, wie wir alle sterben müssen. Wer mich lehrte zu leben, der wäre mir mehr wert als der, der mich will sterben lehren. Das scheint mir so schwer nicht." „Ihr seid ganz unwissend und verblendet," sprach der Greis, „als wäret Ihr kein Christ. Ihr braucht bessere Unterweisung, als ich Euch geben kann. Reitet weiter auf diesem Weg. Im Walde werdet Ihr einen Einsiedler finden, der Euch alles besser deutet. Ich und meine Töchter, wir waren auch dort, wie alle Jahre. Wir demütigen uns vor Gott und finden darin das Heil, das wir alle brauchen, alte und junge."

Die Töchter des Herzogs sahen voll Freude und Neugier auf Parzival, und sie hätten es lieber gesehen, wenn ihr Vater den Ritter mit auf sein Schloß genommen und ihn nicht zu dem Einsiedler in die Öde geschickt hätte. „Herr," sprachen

sie und verneigten sich, „kommt erst mit uns, daß wir Euch mit Speise und Trank stärken. Unser Schloß ist nicht weit von hier. Bei Trevrizent, dem Einsiedler, würdet Ihr nur hartes Brot und Wasser finden." Parzival lächelte heimlich über den Eifer, mit dem die Jugend und das Alter ihn gewinnen wollten, jedes auf seine Art. Er dankte den Mädchen freundlich und ritt mit helleren Gedanken weiter. Die schöne Klarheit des Morgens erfrischte ihn, und er bedachte, daß Gott das alles gemacht hat.

Freude und Leid hatte Parzival viel erlitten, seit er die Ebene von Joflanze verlassen hatte, aber noch immer war er nicht an seinem Ziele. Zuweilen erleuchtete ihn von neuem die Klarheit, die ihm in jener Nacht, als er von Gawan floh, zuerst aufgegangen war. Mit seligem Vertrauen umarmte er dann das Leben. Aber immer noch überwand ihn ein dumpfer Trotz und eine wilde Begier und Haß gegen Gott und das Schicksal, die ihn auch an diesem Morgen bedrängt hatten. Er war wie ein gutes Schwert, das Gott glühte und hämmerte, bis es ganz fest und edel wurde. Parzival prüfte im Weiterreiten die Worte des alten Ritters. „Ja," sprach er zu sich selbst, „ich dachte gewiß zu gering von Gott, als ich ihn einst wie irgendein Abenteuer an der Straße suchte, zu gering auch zuletzt, als ich ihm mit Trotz begegnete. Vielleicht hat er lange schon von seinem Zorn gelassen, und wer weiß, ob er zürnt, wie Menschen zu zürnen vermögen." Nach einer Weile kam Parzival zu der Hütte des Einsiedlers, die mitten im Walde im Schutze überhängender Felsen an eine Bergwand gebaut war. Vor der Hütte saß ein Greis, ehrwürdig und weiß, und begrüßte Parzival freundlich. Der Ritter sprang ab und ging zu ihm: „Vater," sprach er, „verzeiht, daß ich mit Waffen

in Euren Frieden eindringe." — „Freund, ich verabscheue die Waffen nicht. Ich war selbst ein Ritter, so stolz wie du jetzt bist. Aber was willst du heute bei mir?" — „Ich brauche vielleicht einen guten Rat", sprach Parzival. „Schon einmal hat mich ein Greis gute Wege gewiesen." — „Ja, alle hören den Rat des Alters gerne, aber jeder tut doch, was ihm lieb ist. Worin soll ich dir raten?" — „Ich jage einem Ziel nach und erreiche es nicht, und alles, was ich finde, erfreut mich nicht." — „Was ist dabei Sonderliches, daß ich helfen könnte? Und was suchst du?" — „Einst suchte ich Gott und fand ihn nicht." — „Ja," sprach der Einsiedler und tadelte Parzival, „Gott ist kein Ding, von dem man sagt: Ich habe es, und du nicht. Er weicht zurück vor denen, die ihm folgen, und lockt sie, immer mehr ihm nachzueilen. Das erfuhr ich oft. Man kann Gott nicht bestürmen mit Trotz und Wut, und ihn nicht erobern wie eine befestigte Stadt. Stille und Klarheit ist dort, wo Gott ist. Wer ihm nahe kommen will, muß werden wie er, still und klar. Auch ich war einst wie du, und wollte alles wild und gierig und mit Gewalt nehmen, bis Leid mich läuterte." — „Herr," sprach Parzival, „auch ich habe viel Leid erfahren. Gott gab es mir, darum bin ich ihm feind und will das mit Gewalt nehmen, was er mir nicht gütig geben will." — „Freund," sprach der Einsiedler, „ein Schicksal gleicht dem anderen. Da ist nirgend ein großer Unterschied, damit wir einer am anderen Trost finden. Auch ich suche eine Gnade bei Gott; schon lange Zeit bitte ich ihn, aber er hat sie nicht erfüllt. Da war ich ihm oft feind, wie du jetzt, und wollte ihn mit Gewalt und Trotz besiegen, denn ich war Demut nie gewohnt. Mein Vater war Titurel, der Gralkönig. Von ihm erbte Anfortas, mein Bruder, das Königs-

tum. Auch ich diente dem Gral. Aber Ruhm und Lust war mir und Anfortas mehr wert als Gerechtigkeit. Zuletzt strafte uns Gott. Davon wissen alle Ritter."

„Ja," sprach Parzival, „aber wie kommt ein so edler Fürst in diese Einöde?" — „Freund, weil ich Gott zwingen wollte. Anfortas wurde krank und siechte an einer schmerzenden Wunde, die er selbst in sein Herz gestoßen hatte. Aber der Tod wollte ihn nicht. Er kann nicht sterben, ehe nicht der Gral einen neuen, würdigen König findet, der die Schuld von ihm nimmt. Darum fuhr ich durch alle Welt, meinem Bruder Linderung zu bringen. Ich schöpfte Wasser aus den Bächen des Tigris, die aus den Toren des Paradieses fließen. Ich brachte das Blut des Pelikan, der für seine Jungen sein Herz aufreißt, und sie mit seinem Leben tränkt. Ich fing das Einhorn, das nur im Schoß der Jungfrau schläft, und brachte sein Herz. Aber meinem Bruder half es nicht, und des Grales Kraft blieb erloschen. Da ging ich hierher in die Einöde und schlug mich, fastete und betete und rang mit Gott, daß er mir helfen sollte, und noch immer habe ich es nicht aufgegeben. Aber Gott half nicht, obgleich ich hoffe. Einmal war das Heil nahe, vor manchem Jahr. Der Erlöser, den Gott uns versprach, kam und wir bauten auf ihn. Aber als er helfen sollte, zeigte sich, daß er unwürdig und herzlos war und niemandem helfen wollte. Ich habe ihn oft verflucht in meinen zornigen Stunden." — „Und wie steht es jetzt um den Gral?" fragte Parzival. „Ich selbst war nie mehr in Montsalvasch, aber wenn Kundrie, die Gralbotin, hier vorüberkommt, bringt sie mir traurige Botschaft. Auf Montsalvasch hält das Leid Haus und verläßt es nicht mehr." „Herr," sprach Parzival und wandte den Blick ab, „ich bin der, den Ihr so oft ver-

flucht habt. Ich habe den Gral verloren durch eigene Schuld und Torheit der Jugend. Nun suche ich ihn und finde den Weg nach Montsalvasch nicht zurück, den ich unwissend so leicht fand. Aber ich will es nie aufgeben." Da sah Trevrizent ihn lange traurig an und sprach: „So häuft Ihr also eine Torheit auf die andere. Wißt Ihr nicht, daß nur der des Grales wert ist, den Gott selbst dazu beruft, dessen Namen der Gral selbst verkündigt?" „Herr, ich stellte schon lange meinen Willen gegen Gottes Willen, und noch habe ich nicht die Hoffnung verloren, daß ich ihn bezwinge. Wer sich selbst der Krone wert macht, dem kann sie auch Gott nicht versagen." — „Freund, Ihr seid verwegen, aber nur eins kann Euch helfen. Bleibt bei mir, fastet und betet und wartet, ob Gott von seinem Zorn läßt und Euch und uns allen gnädig ist." „Nein," sprach Parzival, „Fasten und Beten, Stillestehn und um gut Wetter bitten, ist meine Art nicht. Ihr seid alt, aber ich bin jung und muß wirken und streiten. Und wenn ich zuletzt auch nicht den Gral gewinne, will ich ihn doch nicht vorher mutlos aufgeben. Wer nicht nachläßt in diesem Streit, der muß zuletzt einen Sieg davontragen." Da umarmte Trevrizent Parzival und schwieg.

Wo zwei Männer, die viel erfuhren, zusammenkommen und gemeinsam ihr Leben betrachten, gehen beide reicher und stärker weiter, ertragen fröhlicher, was zu ertragen ist, und hoffen sicherer auf den Sieg, den sie über das Leben gewinnen wollen. Parzivals jugendliche Kraft gab dem Greise vor seinem Tode neue Hoffnung. Trevrizents stille, weise Klarheit erleuchtete auch Parzival und besänftigte ihn. Er blickte über sein vergangenes Leben wie über ein weites, buntes Land, und hinter den nahen Bergen, die vor ihm lagen, versprach

ihm die Hoffnung neue, offene Wege. Ein festes Vertrauen auf seine Kraft und die sinnvolle Güte des Schicksals erfüllte ihn. „Das ist genug," dachte er, „daß ich reifer werde, wie eine Frucht am Baum. Das ist genug, daß ich wirke und streite. Ich will zuletzt Anfortas und die Seinen doch noch von allem Leid erlösen und gut machen, was ich schlecht machte."

Am dritten Tag, in der Frühe des Ostermorgens, nahm Parzival Abschied von Trevrizent. Der Greis versuchte noch einmal den Ritter, den er liebgewonnen hatte, festzuhalten; denn das Alter hatte ihn mutlos gemacht. Aber Parzival ritt fröhlich hinweg. Trevrizent kniete nieder und betete für ihn. Parzival hörte, indes er schon ferner durch den Wald ritt, wie der Greis mit Inbrunst ein Osterlied sang:

Christus lag im Grabe
bis an dem dritten Tage,
verwundt an Händ und Füßen.
O Sünder, du sollt büßen.
Kyrieleison.

Christe, lieber Herre,
durch deiner Marter Ehre
verleih uns ein gut Ende,
ein fröhlich Auferständе.
Kyrieleison.

Da ritt Parzival um eine Bergwand und hörte den Einsiedler nicht mehr. Große Gedanken bewegten sich leuchtend in seiner Seele. Die Klarheit des lichten Morgens, in dem der Frühling mit immer größerer Gewalt all seine Seligkeit ausbreitete, durchdrang sein Herz, und die Schönheit der aufwachenden Welt löste alle Fesseln von seiner Freude.

Wer ist so arm, daß er nicht die Stunden des Glückes kennt, wo der Mensch sich mit eingeschlossen fühlt in den großen Wohlklang der Welt, wo er alles mit stiller, tiefer Klarheit durchschaut und mit jener Liebe, die unser kostbarstes Gut ist.

Nichts kann diese Liebe betrüben. Alle Freude ist doppelt süß. Aller Schmerz begegnet einer ruhigen Geduld und der Gewißheit: Mich kann nichts treffen, das ich nicht so oder so zum Guten wenden wollte. „Was auch geschehen mag," dachte Parzival, „nichts soll mich von dieser Klarheit trennen, die ich nun auch erworben habe. Kein Haß und keine Hast soll mich mehr anfallen. Ich will schon jetzt des Grales Werk tun. Recht und Unschuld will ich beschützen, den Bedrängten helfen, wo ich Not finde, und das Gute tun an meinem Teil." Parzival ritt so selig manche Stunde und ließ seinem Pferde den Lauf. Ihm war wie in einem schwebenden Traum. „Seltsam," dachte er, „wann war ich schon in dieser Wildnis? Sie ist mir fremd und doch bekannt." Eine glückliche Unruhe machte ihn zittern. Er jagte vorwärts, wo der Wald sich hell öffnete. Da sah er nahe über den Bergen und Wäldern im goldenen Licht des Mittags die glühenden Türme und Fenster von Montsalvasch. Sein Herz schlug wild und hart, und mit beiden Händen preßte der Ritter sein Schwert und rief: „Montsalvasch, mein Königreich, nun will ich dich halten und schirmen!"

Als Parzival auf die breite Straße kam, die zu der Burg führte, riefen die Wächter von den Zinnen; Hörner schrien, und aus dem offenen Burgtor jagten die Gralritter ihrem Herrn entgegen. Mit Jubel ohne Maß empfingen sie ihn und führten ihn in das Schloß. „Herr," riefen sie, „nun ist das Heil dennoch gewonnen. Dein Name glüht auf dem Gral. Gott hat Montsalvasch alle Kraft wiedergegeben. Nun soll der Gral immer leuchten, als die Sonne heiliger Ritterschaft. Wir alle wollen ihm dienen ohne Ende."

Als Parzival in den Saal trat, lag Anfortas auf seinem Ruhebette, bleich und dem Tode nahe. Er segnete Parzival

und umarmte ihn. „Freund," sprach er, „du hast Gott besser erkannt als wir. Nun sehe ich, einen Mann kann nichts aufhalten auf seinem Wege, wenn er nur seine eigene Torheit zu überwinden weiß. Ich habe nun Frieden und lasse dir die Mühe des Lebens."

Alle Gralritter sammelten sich im Saal um Parzival. Sie setzten ihn auf den Thron und gaben ihm königliche Kleider. Da öffnete sich die Türe und eine stolze schöne Frau trug den Gral wie eine strahlende Sonne auf ihren Händen herein und stellte ihn vor Parzival. Alle verneigten sich tief. Als Parzival aufblickte, erkannte er, daß Kondwiramur vor ihm stand. Ihre Hände zitterten, die den Gral niedersetzten. Ihre Augen waren mit Tränen des Glücks gefüllt. „Freund," sprach sie, „Anfortas hat mich hergerufen. Willst du nun noch immer von mir entfliehen?" Da zog Parzival die Geliebte an sich und hielt sie, selbst wie ohnmächtig, in seinen Armen. Der Saal dröhnte laut von Jubel und Glück, und niemand sah, daß Anfortas lächelnd tot auf sein Bett zurücksank. Parzival vermählte sich noch an diesem Tage mit Kondwiramur.

Wie soll ich euch einen Abglanz des Glückes und der immerwährenden Seligkeit geben, die ihnen nun die Tage licht und warm machten? Von all den Leiden der Liebe, von allem schmerzhaften Entbehren, von Betrug, Verzweiflung und Tod haben die Dichter zu allen Zeiten viel Lieder und Geschichten geschrieben, aber vor der vollkommenen Seligkeit zweier Menschen, die ihr Leben ganz in eins fügen, gehen die Besten schweigend und ehrfürchtig vorüber, und alles, was sie zu sagen versuchten, ist nur ein ohnmächtiges Stammeln. Aber auch das ist eine alte Erfahrung: Unsere Herzen hören gern von Leid, Tod und Untergang der Menschen und lassen

sich leicht erschüttern, aber der Anblick des Glücks zieht niemand an. Alle gehen da schnell und fremd vorüber. Darum will ich auch schweigen von den wechselnden Schicksalen, die Parzival und Kondwiramur in vielen Jahren miteinander erlebten. Sturm und Leid blieb ihnen nicht erspart, aber nichts konnte den festen Grund ihrer Herzen erschüttern. Sie dienten dem Gral und allem Großen und Gütigen auf Erden. Aller Bosheit und Schwäche der Welt waren sie feind. Allem Elend halfen sie auf, wo sie vermochten.

Aber niemand kann die Welt vollkommen machen. Es ist genug, daß jeder an seinem Teil tut, was er zu tun berufen ist.

Lange nach den Zeiten Parzivals und seines Sohnes Lohengrin, der nach seinem Vater Gralkönig wurde, nahmen, wie man sagt, Engel die Burg Montsalvasch mit dem Gral und seinen Rittern auf ihre Hände und trugen sie über die Berge und Meere nach dem Lande Sarras in Indien. Dort, rühmen die Dichter, steht die Feste in alter Herrlichkeit auf hohen Felsen und die Engel halten Wacht vor den Toren bis zu dem Tag, wo Gott selbst wieder auf die Erde kommt und Gericht hält, wie manche meinen. Dann wird der Gral über alle Welt erhöht, und alle, die ihm dienten, werden Gott am nächsten sein.

Daran mag man glauben oder nicht. Viele verehren nur das gerne, was wunderbar ist; nur das Unerhörte, Seltsame achten sie. Wir aber wollen vertrauen, daß der Gral nicht so weit von uns genommen ist. Manchen sah ich, der noch heute, mitten unter uns nach den goldenen Türmen von Montsalvasch suchte.

Einst gab der Gral Kronen und Königreiche, einst ruhte er in den Händen der Engel, und ein Ritter gewann ihn mit seinem Speer. Heute sind Kronen und Schwerter nicht mehr viel wert, und unsere Herzen hängen nicht an strahlenden Gefäßen von Gold, aber auch heute kann ein Mann zeigen, was er wert ist, und wir wissen wohl, wer den Gral verdient. Den Unberufenen ist Montsalvasch heute und immer fremd und unsichtbar. Aber die Besten der Zeit bewahren den Gral und schützen die Burg, die hoch und klar auf den Felsen thront über den verworrenen Wäldern und Schluchten der Niederung.

1832 Goethe 1932

„Was kümmerte uns ein verregneter Tag in der Schutzhütte? Wir stopften uns eine Pfeife, legten die Beine auf die Bank und lasen, lasen, lasen diese Briefe, die heute noch so von Leben sprühen wie damals, als sie geschrieben wurden ... Wer diese beiden Bände nicht selbst in der Hand gehabt hat, kann nicht ermessen, mit welch unendlichem Fleiß und unendlicher Liebe hier aus lauter Dokumenten ein vollständiger Lebenslauf Goethes aufgebaut worden ist: aus Briefen von ihm, Briefen an ihn, Briefen, Berichten, Äußerungen über ihn." Prof. Dr. Hofmiller in den Münchner Neuesten Nachrichten über

Alles um Liebe

Goethes Briefe aus der ersten Lebenshälfte

Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen

Von Dr. Ernst Hartung

Mit einem zeitgenössischen Bildnis

210. Tausend. Gebunden Rm. 4.50

Vom tätigen Leben

Goethes Briefe aus der zweiten Lebenshälfte

Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen

Von Dr. Ernst Hartung

Mit einem zeitgenössischen Bildnis

130. Tausend. Gebunden Rm 5.—